

## **Varujan Vosganian: Das Buch des Flüsterns**

### **Kapitel sieben und acht**

Übersetzung: Ernest Wichner

Zsolnay Verlag, Wien, 2013

#### Sieben

Vergreift euch nicht an ihren Frauen, hatte Armen Garo gesagt. Auch nicht an den Kindern.

Sie waren einzeln, einer nach dem anderen gekommen und hatten sich am Sitz der Zeitung *Djagadamard* in Konstantinopel versammelt, alle Mitglieder der Spezialmission. Man hatte sie mit Bedacht ausgewählt. Letztlich waren nur diejenigen in die Gruppe aufgenommen worden, die schon einmal aus eigenem Antrieb oder in organisierter Form an verdeckten Aktionen teilgenommen hatten. Ich kann nur solchen vertrauen, die bereits getötet haben, hatte Armen Garo beschlossen. Sie erhielten die Fotos derer, die sie in ihren Verstecken aufstöbern sollten. Und die Verstecke konnten sich überall befinden, in Berlin und Rom ebenso wie in den Steppen von Zentralasien. Talaat Pascha, der Innenminister, breitschultrig und mit einem dicken, gedrungenen Hals, hatte einen kräftigen Körper, und sein Kopf mit dem eckigen Kinn und den Kiefern, die jenen eines reißenden Tieres ähnelten, wirkte wie die Verlängerung der stattlichen Brust. Und die Hände im unteren Teil des Fotos, doppelt so groß wie die eines gewöhnlichen Menschen, verrieten seine Aggressivität. An seiner Seite, fragil und mit feinen Zügen, seine Frau in einem weißen Kleid und mit einem aus Spitzen nach europäischer Mode gearbeiteten Hut, sehr anders als der Fes des Paschas. Dann Enver, kleinwüchsig, allein durch die Absätze seiner Stiefel etwas emporgehoben. Ein hoffärtiger Blick und dünne Finger, die an den Schnurrbartspitzen liegen; er ist stolz auf die Litzen eines militärischen Kommandanten, die er im Überfluss auf den Schultern und auf der schmalen Brust trägt. Sie sollten seine mehr als bescheidene Herkunft als Sohn einer Mutter verschleiern, die sich zu seiner Erziehung eines der im gesamten

Imperium am meisten verachteten Berufe hatte hin geben müssen, dem einer Leichenwäscherin. Auf einem der Fotos umfing sein dünner, besitzergreifender und zugleich schüchterner Arm die zarte Taille seiner Frau Nadjeh, die eine Prinzessin aus dem herrschaftlichen Harem, somit eine Tochter des Sultans war. Und auf einem anderen Foto versuchte Enver, der Sohn der Leichenwäscherin und Schwiegersohn des Sultans, draufgängerisch zu wirken, erstarrt zwischen den Porträts seiner Idole Napoleon und Friedrich der Große. Djemal Pascha war in diesem kriegerischen Triumvirat eine Art Lepidus. Hätte er nicht die Epauletten eines Marineministers getragen, so wäre er mit seinem durchschnittlichen Gesicht wahrscheinlich ganz unauffällig geblieben, wiewohl er sich alle Mühe gab, mit der Brutalität von Talaat und dem würdeheischenden Stolz Envers Schritt zu halten. Dann Dr. Nazîm und Behaeddin Şakir, die Ideologen der Vereinigungs- und Fortschrittspartei, die auf die Idee gekommen waren, die Kriminellen freizulassen und in Einheiten der Armee einzugliedern. Diese hatten dann die Armenierkonvois bewacht und an den Wegscheiden niedergemetzelt. Wir wissen nicht, wie hübsch ihre Frauen waren, sie waren rundlich und hatten schwarzes Haar, aber ihre Züge sind nicht recht zu erkennen, denn die einzigen Fotografien, die uns aus ihren jüngeren Jahren vorliegen, zeigen sie mit verschleiertem Gesicht, wie sie an den Särgen ihrer Männer weinen, nachdem die richtende Gruppe ihre Mission erfüllt hatte. Und die anderen, Djemal Azmi, der Präfekt von Trapezunt, Bahbud Khan Djivanşir ... Armen Garo hielt die Fotografien von Talaat und Enver zusammen mit ihren Frauen hoch. Und schaute der Reihe nach alle an: Solomon Tehlirian, Aram Yerkanian, Arşavir Şiraghian, Hraci Papazian, Misak Torlakian.

Ihre Frauen tötet ihr nicht, wiederholte er. Und auch nicht ihre Kinder.

Für uns spielt es keine Rolle, wann diese Begegnung stattgefunden hat. Das *Buch des Flüsterns* ist kein Geschichtsbuch, sondern eines der Bewusstseinszustände. Deshalb wird es durchlässig, und seine Seiten sind transparent. Gewiss, im *Buch des Flüsterns* gibt es viele genaue Daten, die sogar den Tag, die Uhrzeit und den Ort verzeichnen. Der Stift hat es zu eilig, aber manchmal beschließt er, eine Weile innezuhalten und dabei auf mich und den Leser zu warten, dann geht er etwas mehr ins Detail, als vielleicht nötig wäre. Jedes Wort mehr erläutert, aber gerade deshalb verkleinert es auch.

Somit würde das *Buch des Flüsterns* all seinen Sinn bewahren, auch wenn wir alle Jahresauflistungen und Tageszählungen daraus strichen. Solche Dinge sind den Menschen zu allen Zeiten und überall geschehen. In seinem Kern bleibt das *Buch des Flüsterns* sich in allen und für alle Zeigen gleich, wie ein Choral von Johann Sebastian Bach, wie ein schmales Tor, durch das die Menschen gebeugt oder aneinandergedrückt gehen.

Vor allen anderen haben sie unseren Dichter ermordet, sagte Şavarş Misakian.

Der Sitz der Zeitung war wie durch ein Wunder der Zerstörung entgangen. Außerdem hatten alle Armenier der Hauptstadt nach dem am 24. April 1915 begonnenen Gemetzel, als Hunderte armenische Intellektuelle verhaftet und die meisten von ihnen ermordet worden waren, die Rücknahme der Deportationsanordnung für ein Wunder gehalten. Sie sollten das Schicksal aller anderen armenischen Gemeinden teilen, aus ihren Häusern geworfen und aller Güter beraubt werden, und dieses Schicksal sollte sie sogar noch härter treffen, denn im Unterschied zu den Armeniern aus Van, Sivas oder Adana mussten sie in ihren Konvois die gesamte anatolische Hochebene zu den Wüsten Syriens hin überqueren, und wenn sie nicht von den bewaffneten Kriminellentruppen oder den Nomadenbanden massakriert wurden, verhungerten oder erfroren sie in den weitläufigen improvisierten Zeltlagern und in der Wüste, wo sich die Glut des Tages und der Nachtfrost in gleicher Weise in die Opfer teilten.

Die Zeitung *Azadamard*, das zentrale Presseorgan der Armenischen Revolutionären Föderation, im April 1915 verboten, erschien 1918 unter neuem Namen, der jedoch an den vorherigen erinnerte: *Djagadamard*. Şavarş Misakian war auch früher schon ihr Chefredakteur und soeben zurückgekehrt, um seine Stelle wieder einzunehmen. Er saß abseits in einer Ecke, gehörte nicht zur Spezialmission, aber er verfügte über eine Autorität, die Armen Garo und Şahan Natali nützlich war. Eine Autorität, die ihm nicht seine Statur verlieh, im Gegenteil, seine linke Schulter hing herab und sein Kopf stand schief, er wirkte alles andere denn imponierend. Seine Behinderung aber beeindruckte die anderen, denn sie erinnerte an die Widerstandskraft, mit der er allen Torturen im Militärgefängnis getrotzt hatte, in das er im März 1916 eingekerkert worden war und wo er sich einige Monate später den

Händen seiner Folterer entriss und vom dritten Stockwerk in den Innenhof stürzte. Er hatte seine schweren Verletzungen überlebt und war am 27. November 1918, als die Hauptstadt von den Alliierten Truppen besetzt wurde, befreit worden, aber sein Leib mit den zerschmetterten Knochen hatte die schiefe Einrichtung der Welt auf sich genommen und erinnerte alle daran, dass er sich von der Todesangst befreit hatte.

Ihre Feinde wussten, dass sie zunächst ihren Dichter umbringen mussten, wenn sie die Armenier auch als Volk vernichten wollten. Bei einem unterdrückten und bedrohten Volk wird der Dichter zum Anführer. Daniel Varujan war mit den anderen Intellektuellen am 24. April 1915 verhaftet worden. Man hatte ihn an einen Baum gebunden und gesteinigt, dann überließ man seinen Leichnam den Tieren als Beute und den Nachtgeistern. Einige Legenden erzählen, er sei am Leben, und während des Brandes von Smirna, erzählten einige, hätten sie einen Moment lang sein Gesicht in den brennenden Spiegeln gesehen. Das einzige, was ich an diesen Legenden über die Auferstehung des Daniel Varujan überprüfen konnte, ist, dass man zwar den Ort seiner Leiden kennt – an einen Baumstamm gefesselt, somit an ein lebendiges Kreuz –, nicht aber den Ort, an dem sein Grab sein könnte. Da man den Beweis für seinen Tod besitzt, sogar den Namen seines Henkers kennt, Oguz Bey, Vorsteher von Ceanguiri, aber keine Kenntnis über sein Grab hat, können wir uns vom Gedanken seiner Auferstehung verführen lassen.

Andere aus der Gruppe der am 24. April Verhafteten, beispielsweise die beiden Parlamentsmitglieder, der Abgeordnete aus Konstantinopel, Krikor Zohrab, und der aus Erzerum, Vartkes Seringulian, gelangten bis in die syrischen Wüsten nach Urfa, dann nach Aleppo. Von diesen berichtet Rößler, der deutsche Konsul in Aleppo, in einem Brief an den deutschen Botschafter Wangenheim: »Zohrab und Vartkes Effendi befinden sich in Aleppo als Teil eines Konvois mit dem Ziel Diyarbakir. Dies bedeutet für sie den sicheren Tod: Zohrab ist herzkrank, und Vartkes' Frau hat soeben entbunden. « Über die Verbrechen während der Kindheit meiner Großeltern habe ich vieles erfahren, und zwar nicht aus den Berichten der Überlebenden, sondern vor allem aus den Angebereien der Mörder. Welch ein Unterschied zwischen der Scheu der Sterbenden und dem Hochmut der Täter ... So erfahren wir, dass sie mit Bajonetten aufgeschlitzt wurde, Vartkes' Hirn von Gewehrschüssen zerspritzt und Zohrabs Kopf mit Steinen zerschmettert wurde. Ihre Leiber wurden

anschließend in Stücke gehackt und liegen gelassen. Hätte sich jemand noch die Mühe gemacht, die vielen Toten jener Tage zu beerdigen, so hätte er sie aus den zerstückelten Körperteilen nicht mehr identifizieren können.

Aber die Welt schreitet voran. Der Ort, an dem Daniel Varujan ermordet wurde, heißt Tuna. Bevor er von den anderen weggebracht wurde, hatte der Dichter gesagt: Kümmert euch um meinen Sohn, der eben geboren wurde. Er möge auf den Namen Varujan getauft werden. Wir werden ihn rächen, ihn und die anderen, sagte Armen Garo und schaute Şavarş Misakian an. Eben deshalb sollt ihr ihre Frauen und Kinder schonen. Wir sind keine Todesfurien und auch keine Frauenmörder.

Sie saßen im ersten Kreis. Armen hat recht, sagte Şavarş Misakian. Folgt dem Beispiel von General Dro.

Damals war Dro noch nicht General. Im Februar 1905, als in Baku die Massaker begannen und drei Tage lang anhielten, war er erst einundzwanzig Jahre alt. Ein paar tausend Armenier sind damals von tatarischen Banden umgebracht worden. Und Prinz Nakaschidze, der Gouverneur des Zaren, obwohl vorgewarnt und die verzweifelten Hilferufe der armenischen Bevölkerung sehr wohl vernehmend, hat nichts zu deren Schutz unternommen, sondern den Angreifern Waffen geliefert. Daraufhin hat das Zentralkomitee der Revolutionären Armenischen Föderation dem Generalgouverneur Nakaschidze mitgeteilt, dass es ihn zum Tode verurteilt habe. Der junge Drastamat Kanayan, dem wir schon unter dem Namen General Dro begegnet sind, wurde beauftragt, das Urteil zu vollstrecken.

Am festgesetzten Tag wartete Dro in einer engen Gasse, wo die Garde berittener Kosaken die Prinzenkutsche nicht abschirmen konnte, auf den Prinzen und sein Gefolge. Die Bombe steckte in einem Säckchen und war mit Weintrauben bedeckt. Als er jedoch sah, dass der Prinz von seiner Frau begleitet wurde, zögerte er und verzichtete schließlich auf die Tat, begnügte sich lediglich damit, sie beim Vorbeifahren zu betrachten. Er wartete bis zum Abend. Bei der Rückfahrt befand sich nur der Prinz in der Kutsche. Als der Konvoi auf seiner Höhe angelangt war, warf Dro den Sack in die Kalesche und rannte davon. Die Explosion war gewaltig. Mit Nakaschidze wurden auch mehrere Reiter der Gouverneursgarde

zerfetzt. Dro nutzte die Panik aus und verschwand, und noch in der gleichen Nacht brachten ihn ein paar Kameraden über die türkische Grenze. Wo er neun Jahre lang blieb, bis zum Ausbruch des Krieges.

Aber damals konnte sich Dro noch überhaupt nicht vorstellen, was geschehen würde, sagte Arşavir Şiraghian.

Das konnte sich niemand vorstellen. Die Führer der Armenier unterstützten die Jungtürken, damit sie an die Macht kämen, sie meinten, diese würden die Übergriffe des blutrünstigen Sultans Abdul Hamid beenden. Vartkes Effendi, der künftige Abgeordnete aus Erzerum, hatte während der Konterrevolution Halil Bey in seiner Wohnung versteckt, den gleichen, der einige Zeit später seine Tötung anordnen sollte. Und, traurige Ironie des Schicksals, wenn Dro der Meinung war, eine Frau müsse nicht für die Sünden ihres Mannes bezahlen, so sollte Stalin dreißig Jahre später in Omsk die Ermordung von Dros Frau anordnen, zusammen mit einem seiner Söhne sollte sie für die Taten ihres Mannes bezahlen.

In Trapezunt, so Misak Torlakian, wurden ein paar hundert Frauen zusammen mit ihren Kindern und den Alten, die nicht mehr gehen konnten, auf Flachkähne verladen und aufs Meer hinaus gefahren. In all ihrem Elend freuten sich die Frauen, als man ihnen sagte, sie würden einen Teil der Strecke auf dem Wasser zurücklegen, und fühlten sich einer zusätzlichen Mühe enthoben. Aber am nächsten Tag kamen die Kähne leer zurück. Man hatte die Frauen im Meer ertränkt. Das gleiche geschah in Unieh, in Ordu, in Tripolis, in Kerasunt und in Rize. Aus meinem Dorf, Ghiuşana, ist keine einzige Frau mit den Konvois bis nach Mekene, nach Rakka, Ras-ul-Ain oder Deir-ez-Zor gelangt, was nichts anderes heißt, als dass sie alle unterwegs gestorben sind, verhungert, erschossen oder erstochen.

Im Wilajet Kharput, sagte Solomon Tehlirian, wurden im Juni die Notabeln umgebracht, dann hat man in den Städten und Dörfern die Männer ausgehoben. Die Konvois wurden nur mit Frauen, Alten und Kindern gebildet. In Arabkir wurden die Frauen in Kähne verfrachtet und ertränkt. Die Kinder aus dem deutschen Waisenhaus sind im nahegelegenen See ertränkt worden. Die Frauen aus Mesne, die nach Urfa aufgebrochen waren, sind unterwegs umgebracht und in den Fluss geworfen worden. Auf der Straße zwischen Sivas und Kharput lagen die

Leiber der verstümmelten und massakrierten Frauen monatelang an den Wegrändern und in den Schluchten. Es waren zu viele, als dass sie hätten beerdigt werden können. Ihre Skelette waren auch in der ersten Jahreshälfte 1916 noch zu sehen. Von beinahe zweihunderttausend Seelen, die die Konvois zählten, gelangte lediglich ein Zehntel bis nach Ras-ul-Ain und Deir-ez-Zor.

Die ersten Frauen, die nach Meskene, Rakka und Deir-ez-Zor gelangten, so Aram Yerkanian, waren die Leichen, die im Euphrat schwammen. Während des ganzen Juni 1915 bedeckten aufgedunsene Leichen den Euphrat, Köpfe, Arme, Hände und Beine. Ein Durcheinander. Das Wasser des Stromes war rötlich, alles sah so aus, als wäre eben damals der Tod geboren worden.

Der Kreis derer, die Zeugnis ablegten, weitete sich.

Immerzu gibt es Leichen im Euphrat, teilte Rößler mit, deutscher Konsul in Aleppo. Und immer sind die Körper in der gleichen Weise gefesselt, je zwei Rücken an Rücken. Dies beweist, dass es sich nicht um zufällige Hinrichtungen handelt, sondern um einen groß angelegten Vernichtungsplan der Behörden. Die Leichen werden den Strom hinab getrieben, und es sind immer mehr. Vor allem Frauen und Kinder.

Über sechshundert Armenier, hatte Holstein, der deutsche Konsul in Mosul, gesagt, vor allem die aus Diarbekir vertriebenen Frauen und Kinder sind während der Transporte auf dem Tigris ermordet worden. Gestern sind die Flachkähne leer in Mosul angekommen. Seit einigen Tagen schwimmen Leichen und menschliche Gliedmaßen im Fluss. Es sind noch weitere Konvois unterwegs, und wahrscheinlich erwartet diese das gleiche Schicksal.

Durch Aleppo ziehen seit Anfang Mai Konvois mit Tausenden Menschen, hatte Guys, der ehemalige Konsul Frankreichs, mitgeteilt. Nach zwei- bis dreitägigem Aufenthalt an extra dafür eingerichteten Stellen erhalten diese Unglücklichen, größtenteils Frauen und Kinder, den Befehl, Richtung Idlib, Mâna, Rakka, Deir-ez-Zor, Ras-ul-Ain, in die Wüsten Mesopotamiens aufzubrechen, an Orte, die unserer Überzeugung nach als deren Grabstätten gedacht sind.

Tausende armenische Witwen aus dem Wilajet Van, so Jackson, der amerikanische Konsul in Aleppo, nähern sich, ohne einen einzigen erwachsenen

Mann als Begleiter der Stadt Aleppo; sie sind halb nackt und befinden sich in einem elenden Zustand. Wie die zehn bis zwanzig bisher schon hier durchgekommenen Gruppen bestehen auch diese aus fünfhundert bis dreitausend Personen und führen Kinder in unbeschreiblichem Elend mit sich.

Und wiederum Rößler: Hinsichtlich der Armenier aus Kharput wurde mir berichtet, dass in einem südlich der Stadt gelegenen Dorf die Männer von den Frauen getrennt wurden. Die Männer wurden niedergemetzelt und zu beiden Seiten des Weges, den die Frauen zu gehen hatten, liegen gelassen.

Man könnte glauben, so Aram Andonian, der die Zeugnisse der Überlebenden gesammelt hat, es habe die paar hundert Kinder des Waisenhauses in Deir-ez-Zor nie gegeben.

Erst gegen Ende und am Ziel des Weges glaubten die Autoritäten, die Lösung für ein Problem gefunden zu haben, das bis dahin unlösbar schien: Wie tötet man, ohne dass die Leiber der Toten zurückbleiben. Nicht etwa weil sie sich in irgendeiner Weise schuldig fühlten, sondern weil die Hunderttausende zerteilten Leiber mit schwarz gewordener Haut über den Knochen, die im Wasser trieben oder auf dem Grund der Schluchten lagen, jenseits der Tatsache, dass ihr Anblick die nachkommenden Konvois deprimierte und auf den Tod vorbereitete, auch den Verkehr auf den Straßen und in den Eisenbahnen behinderte, ihr schweres gelbe Miasma verpestete die Luft, auch protestierten die Araber, die das verseuchte Wasser der Flüsse nicht mehr als Trinkwasser benutzen konnten. Um all diese Unzulänglichkeiten zu vermeiden, sollte die Tötung der Kinder aus Deir-ez-Zor der perfekte Mord werden.

Die Waisenkinder, in Meskene und den anderen Orten eingesammelt, an denen Flüchtlingslager eingerichtet worden waren, wurden durch die Wüste nach Deir-ez-Zor geleitet. Stellen Sie sich einen Konvoi mit Hunderten von entstellten Kindern vor, zerlumpt und barfuß, wie sie durch die sengende Wüstensonne und den Nachtfrost torkeln und taumeln. Schultern und Rücken voll blutiger Wunden, wuselnde Wundmaden, angetrieben von Reitern, die mit der Peitsche auf sie einschlugen oder mit Stöcken. Die Toten und die Sterbenden wurden auf die Pferdewagen geworfen, die den Konvoi begleiteten. Der Ort, an den sie schließlich gelangten, heißt Abuhahar. Nur noch dreihundert Kinder konnten sich aufrecht halten, alle



anderen, die Mehrheit, wurden in den Wagen gefahren. Am Fuße der Berge, welche die Wüste begrenzten, ließen die Soldaten den Konvoi anhalten und die Wagen auf dem nackten Feld entladen. Dann umstellten sie das Lager und warteten auf den Einbruch der Nacht. Und mit dem Abend kamen die Wüstenvögel. Angezogen vom Blutgeruch, dann die einen vom Flug der anderen und zuletzt vom Lärm, dem Krächzen der Rabenvögel und vom schmatzenden Reißen des Fleisches von den Knochen stürzten sich die Adler und Krähen der Wüste auf die Leiber, die keine Kraft mehr hatten, sich zu widersetzen, selbst wenn sie noch lebten. Die Vögel zielten vor allem auf die Augen, auf Wangen und Lippen, die ihnen umso verlockender erschienen, als die Körper geschwächt waren. Zwei Tage lang hatten sich die Vögel, Schwarm um Schwarm über jenem entfleischten Gelände am Fuße der Berge niedergelassen, und die Kinder waren den schwarzen stählernen Schnäbeln und Krallen preisgegeben. Diese Geschichte erzählten entsetzte arabische Nomaden. Und der die Soldaten kommandiert hatte, Hauptmann Rahmeddin, wurde befördert und unerwartet schnell zum Kommandanten der Gendarmerie von Rakka. Die anderen Waisen, die krank und hungrig im Waisenhaus von Deir-ez-Zor steckten, wurden an einem eisigen Dezembertag auf Wagen verladen. Die Sterbenden wurden in den Euphrat geworfen; der Strom, strudelnd und reißend zu dieser Jahreszeit, verschlang die ausgetrockneten Körper sogleich. Nach einem zwölfstündigen Weg durch die Wüste ohne die geringste Nahrung oder Wasser fand der Kommandant des Konvois, von dem wir wissen, dass er Abdullah hieß, sich aber gerne Abdullah Pascha nennen ließ, drei verschiedene Weisen, die Kinder zu ermorden. Doch weil er in den Blicken der Soldaten ein gewisses Zögern verspürte, packte er einen zweijährigen Knaben und zeigte ihn seinen Leuten: Selbst dieses kleine Kind, sagte er, muss wie alle anderen dieses Alters ohne Mitleid umgebracht werden. Denn sonst kommt der Tag, an dem es sich erheben und diejenigen suchen wird, die seine Eltern umgebracht haben. Er wird sich rächen wollen. Das ist der Hundesohn, der uns eines Tages suchen wird, um uns umzubringen! Und er wirbelte ihn ein paarmal in der Luft herum, schleuderte ihn wütend auf die Steine und zerschmetterte ihn, noch ehe dieser einmal stöhnen konnte.

Einen Teil der Wagen stellten sie nebeneinander im Kreis auf, packten so viele Kinder darauf, wie sie irgend fassen konnten, zogen einen Wagen voller Sprengstoff in die Mitte und ließen sie durch die Detonation zerfetzen, verwandelten sie schlicht und einfach in Russ. Die nicht mehr gehen konnten, legten sie auf den Boden, streuten trockenes, petroleumgetränktes Gras über sie und zündeten es an. Und die anderen, die die Wagen nicht mehr hatten fassen können, trieben sie in die Höhlen, in deren Eingängen Holz und Gräser lagen. Sie setzten sie in Brand und erstickten die Kinder, ihre Leiber blieben blau und verkohlt auf dem Grund der Höhlen liegen. Aber selbst das gelungenste Verbrechen kann nicht vollkommen perfekt sein. Ein Mädchen namens Anna hatte sich in der Ausbuchtung einer Höhle verkrochen, wo es dank eines Risses im Gebirgsgestein ein bisschen frische Luft atmen konnte. So hat sie überlebt, und als nach einem Tag und einer Nacht das Feuer erloschen war, ging sie hinaus. Sie irrte einige Wochen lang umher, bis sie nach Urfa gelangte, fand dort ein paar geflohene Armenier und erzählte ihnen von der Ermordung der Kinder. Und aus dem dritten Kreis vernimmt man die Stimme von Djemal Pascha.

Der Marineminister ist alarmiert von der Zahl der Leichen, die im Euphrat treiben. Und dann auch empört, dass die Routen der Konvois den Eisenbahnverkehr stören könnten. Nun begriffen die türkischen Autoritäten, dass ihr Vernichtungssystem, so gut es auch ausgedacht gewesen sein mochte, einen Fehler aufwies: Die Leichen der Ermordeten blieben zurück. Ein Mangel, den Resid Pascha, Präfekt von Diarbekir, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu beheben suchte:

Der Euphrat hat mit unserem Wilajet nicht das Geringste zu tun. Die Leichen, die darin treiben, stammen wahrscheinlich aus den Wilajeten Erzerum und Kharput. Die hier sterben, werden auf den Grund der Höhlen geworfen oder, wie es zumeist geschieht, mit Petroleum übergossen und verbrannt. Selten nur findet sich Platz genug, sie zu begraben.

Wir kehren zurück in den ersten Kreis.

Ihr habt die Orte nicht gesehen, an denen die Konvois zusammentrafen, sagte Hraci Papazian, oder, genauer, was von ihnen noch übrig geblieben war. In Deir-ez-Zor. Tausende aus Lumpen aufgebaute Zelte. Frauen und nackte Kinder, die der Hunger schon so geschwächt hatte, dass ihr Magen keine Nahrung mehr annahm. Um keine Zeit zu verlieren, warfen die Totengräber die Leichen und die Sterbenden

zusammen auf ihre Karren. Die Lebenden legten nachts vor Kälte Leichen über sich, um sich zu wärmen. Das Beste, was einer Mutter geschehen konnte, war, dass ein Beduine auftauchte, ihr das Kind abnahm und es damit aus diesem gewaltigen Massengrab rettete. Die Ruhr hatte die Luft verpestet. Hunde wühlten mit ihren Schnauzen in den aufgeplatzten Bauchhöhlen der Toten. Allein im Oktober 1915 zogen über vierzigtausend von Soldaten bewachte Frauen durch Ras-ul-Ain, kein einziger Mann, der noch einigermaßen bei Kräften gewesen wäre, befand sich unter ihnen. Der Kreuzweg der Märtyrerfrauen. Entlang der Bahnlinie war die Straße übersät mit den Leichen vergewaltigter und danach aufgeschlitzter Frauen.

Von 1 850 000 Armeniern, die im Osmanischen Reich gelebt hatten, sind etwa 1 400 000 deportiert worden, berichtete der Theologe Johannes Lepsius. Von den anderen 450 000 wurden etwa 200 000 von der Deportation verschont, vor allem die Bevölkerung von Konstantinopel, Smirna und Aleppo. Der Vormarsch der russischen Truppen rettete weiteren 250 000 Personen das Leben, die ins russische Armenien flohen. Ein Teil von ihnen starb dort an Typhus oder Hungers. Die anderen hatten ihr Leben gerettet, aber ihre Herkunftsorte für immer verloren. Von den beinahe 1,5 Millionen deportierter Armenier gelangten lediglich zehn Prozent an den Endpunkt der Konvois, nach Deir-ez-Zor. Im August 1916 wurden sie nach Mosul auf den Weg gebracht, aber sie sollten in der Wüste umkommen, vom Sand verschluckt oder in Grotten gepfercht, wo man sie allesamt, Tote und Sterbende, in Brand steckte.

Sie schwiegen. Die Kreise schlossen sich enger um Armen Garo. Er schaute Şahan Natali an, Şavarş Misakian und danach alle anderen. Er nahm die Fotos und reichte sie den im ersten Kreis sitzenden, für jede Mission das passende.

Und trotzdem, wiederholte er müde, bringt keine Frauen und Kinder um.

Den alten Armeniern meiner Kindheit kam der Ort, an dem sie lebten, als zufällig vor. Manch einer hielt auch die Zeit, in der er lebte, für zufällig, nur war die Zeit schwerer zu hintergehen. Eben deshalb schaffte sie es, aus den Albumblättern mit den Fotos herausschlüpfend, aus alten Kleidern oder von unter den Achselhöhlen, sie letztlich einen nach dem anderen selber in Zufälligkeiten zu verwandeln.

Da nun der Ort nichts als eine Konvention war, die man in weniger aggressiven Zeitumständen vernachlässigen konnte, lebten meine Alten mit der Faszination der

weiten Räume. Sie sprachen stets so, als könnten sie sich gleichzeitig an mehreren Orten aufhalten. Offenbar half ihnen dies zu einer Zeit zu überleben, als dieses am schwierigsten zu bewerkstelligen war, aber es half ihnen auch zu sterben, wenn nichts mehr dagegen unternommen werden konnte.

Diesbezüglich aber hatten meine Großväter unterschiedliche Ansichten. Großvater Setrak, der Vater meiner Mutter, schien sich niemals zu langweilen. Sein größerer Bruder, Harutin, war vor seinen Augen durch das Schwert gestorben, und dies hatte ihm die Gelegenheit verschafft, wegzurennen und mit dem Leben davonzukommen. Weil ein anderer für ihn gestorben war, dachte er, dass das Leben, das er lebte, in gewisser Weise nicht ihm gehörte oder nur zur Hälfte, dass es ein geliehenes Leben sei. Weil der andere gestorben war, damit er leben konnte, beglich er diese Schuld, indem er seinerseits für andere lebte. Er lebte für seine Töchter, für Elisabeta, meine Mutter, und für Maro, der er den Namen seiner Schwester gegeben hatte, die im krumenlosen Grab der Euphratwasser bestattet worden war. Er lebte, um den armen Kindern Geschenke zu machen, um vor der Hochzeit die Ladenjungen auszustatten, um die Zerlumpten zu bekleiden und die Hungernden zu nähren. Er brachte den armenischen Kriegsgefangenen aus den Reihen der Roten Armee zur Zeit des Antonescu-Regimes etwas zu essen. Steckte zur Zeit der Legionärsherrschaft Ohrfeigen ein, weil man ihn für einen Juden hielt; allein das Kreuz an seinem Hals rettete ihn vor größerem Übel. Kassierte Ohrfeigen, als das kommunistische Regime an die Macht kam, weil diese ihn für einen Legionär hielten, und diesmal nützte ihm das Kreuz auf der Brust gar nichts mehr, im Gegenteil. Aber wie der Prophet sagt, kehrte das aufs Wasser gesetzte Brot zurück; einer der armenischen Kriegsgefangenen, denen er seine milden Gaben hatte zukommen lassen, kehrte als Offizier der Roten Armee wieder, so dass die roten, mit Ohrfeigen traktierten Wangen und die Beschlagnahmung seiner Geschäfte die einzigen schlimmen Ereignisse waren, die ihm zugestoßen sind, immerhin ließen die Kommunisten ihm eines seiner Häuser und gewährten ihm die Gunst, ihn nicht als Ausbeuter, der er in ihren Augen war, ins Gefängnis zu stecken. Dass man ihm nicht nachweisen konnte, wen er ausgebeutet hatte, steht auf einem anderen Blatt, aber die Kommunisten verstrickten sich nicht in solche Spitzfindigkeiten. Ihnen genügte es, dass Großmutter Pelze trug, dass sie ein Klavier besaßen, sommers zur

Erholung nach Olănești fahren und – aus dem Regen in die Traufe – Großvater sonntags im Pascha-Biergarten Vergnügungen mit Geigerkapellen organisierte. Nachtportier am Lyzeum »Gebrüder Buzești« in Craiova geworden, hatte mein Großvater Setrak in schlaflosen Nächten ausreichend Zeit, über all dies nachzudenken. Auch über die 1942 erhaltene Mitteilung, er würde mit seiner gesamten Familie auf Anordnung des Marschalls im Lager Târgu-Jiu interniert werden, zusammen mit anderen Nansen-Staatenlosen. Die Anordnung wurde zurückgenommen, und Großmutter nahm die Winterkleidung und die Wollstrümpfe für sich und die beiden Mädchen aus dem Koffer, aber sie bewahrte die von Großvater Setrak weiterhin in einem Holzkoffer auf, der nun, nachdem er beinahe ins Lager gesteckt worden wäre, einberufen werden sollte. Er verabschiedete sich von der Familie und reiste im Frühjahr 1944 nach Bukarest, wo seine Karriere als Soldat der rumänischen Armee zusammen mit den anderen Rekruten der Nansen-Kompanie genau drei Tage dauerte. Wie die Kaufmannsmanieren in die Militärstiefel und die eng am Hals geschlossenen Haften passten, verschweigt uns die Geschichte. Die Kompanie hatte zwei Tage lang exerziert, und am dritten Tag folgte, in den Kasernen rings um den Nordbahnhof untergebracht, die erste Lebendprobe: Sie verfolgten von vis-a-vis die Bombardierung des Bahnhofs. Die Kaserne war zerdeppert, die tapferen zusammengewürfelten Rekruten, eher dazu neigend, Handel zu treiben mit den militärischen Effekten, denn sie für kriegerische Dinge zu verwenden, die ganze aus Armeniern gebildete staatenlos-rumänische Kompanie löste sich von selbst auf; und die Armenier, da sie sahen, dass niemand sie mehr befehligte, machten sich davon.

So dass Großvater Setrak, der in wenigen Jahren durch so viele verschiedene Zustände gegangen war, der Reihe nach einmal reich und dann arm war, gehohlet, zum Juden gemacht, ins Lager gesteckt, einberufen und entlassen, wieder gehohlet, verbürgerlicht und entbürgerlicht worden war, diese Welt sehr zu recht für unbegreiflich hielt. Wer glaubte, die Welt sei anders als vollends unverständlich, hatte nach Meinung meines Großvaters überhaupt nichts kapiert. Und um zu beweisen, wie absurd die Welt ist, lieferte er den letztgültigen Beweis, der ihm zuhänden war, und zwar das Beispiel seines Todes. Erst einmal ließ er sich von einem Auto anfahren, als er vom Alten Markt nach Hause ging, etwa in Höhe des

Puricarului-Brunnens, dann fiel er beim Versuch, das Vordach zu reparieren, vom Dach seines Hauses in der Barați-Straße Nr. 4 auf den Kopf. Erst beim dritten Mal gelang es ihm, als er im Winter des Jahres 1985 erfror, weil die Kommunisten Gas sparten, weshalb sie tagelang das Gas abstellten. Damit die Einsparungen möglichst groß gerieten, stellten sie es gerade dann ab, als der Frost am heftigsten war. Da nun für einen, der stets und mehrfach wie die Nadel durch das Innenfutter am Tod vorbeigeschlüpft war, nichts absurder aussah, als ausgerechnet deshalb zu sterben, weil der kommunistische Staat Gas einsparte, war Großvater Setrak ruhig dahingegangen, die Gelassenheit stand ihm ins Gesicht geschrieben. Er wurde auf dem katholischen Friedhof von Craiova beerdigt, nicht weil er etwa Katholik gewesen wäre, sondern damit die Dinge weiterhin unverständlich bleiben.

Großvater Garabet meinte hingegen, alles auf der Welt habe einen Sinn. Im Unterschied zu Großvater Setrak, der seine vorrangig für die Schule vorgesehenen Jahre in Waisenhäusern und Lehrverhältnissen zugebracht hatte, konnte Großvater Garabet das Landwirtschaftslyzeum in Konstantinopel besuchen, was zu jenem Jahrhundertanfang viel bedeutete. Er wusste vieles, war einfallsreich und gelehrsam, hätte zum Verdruss von Großmutter Arşaluis niemals die Wissenschaft zugunsten des Kaufmannsberufs aufgegeben. Infolge dessen war er als Kaufmann ständig pleite, während Großvater Setrak mit Kaffee, Oliven, Kakao und Rosinen immerzu Geld anhäufte. Das heißt, er wäre es gewesen, wenn sein Schwager Sahag Şeitanian ihm seinen Willen gelassen hätte. Aber ewig pleite zu sein, war nicht sein einziger Beruf. Großvater Garabet war Lehrer bei der Kirche, Violinist, konnte nach Noten spielen, war Motorradfahrer, Kalligraph, Fotograf, Maler, Musiklehrer und Lehrer für Armenisch, Porträtist, Sticker und bei Gelegenheit Stehgeiger, somit übte er alle Berufe aus, die keinen Ertrag einbringen. Sei's drum, nach seinem Dafürhalten war mein Geschlecht in seiner Rechnung mit der Welt quitt: Großvater Setrak häufte an, Großvater Garabet verschleuderte. Der Kommunismus brachte die Dinge wieder ins Lot: Großvater Setrak hatte keine Möglichkeit mehr, etwas anzuhäufen, und Großvater Garabet hatte nichts mehr zu verschwenden.

Da nun für meinen Großvater Garabet die Seite der weltlichen Dinge, die man in Geld bemessen konnte, unbedeutend war, änderte sich sein Leben mit dem Machtantritt der Kommunisten nicht allzu sehr. Eigentlich änderte sich im Leben der

Armenier in Focşani hinsichtlich dessen, was sie früher gemacht hatten, nicht eben viel. Wer Uhrmacher war, blieb Uhrmacher. Wer Schuster war, blieb Schuster. Wer Kolonialwarenhändler war, verkaufte weiterhin Kolonialwaren. Der Glöckner blieb Glöckner und der Arzt. Und selbstverständlich legte auch der Pfarrer in der Kirche seine Soutane nicht ab. Wenngleich die Berufe dieselben geblieben waren, so hatten die sie Ausübenden doch zu leiden. Denn die Uhrwerke, welche die Uhrmacher zu reparieren hatten, waren nunmehr statt schweizerischen Ursprungs russische, an die Stelle der Lackschuhe und der Damenschuhe mit hohem Absatz und Spange traten schwere Treter, die immerzu repariert wurden, bis die Sohle dicker war als das Oberteil. Die Geschäfte für Süßigkeiten waren erhalten geblieben, aber die Delikatessen waren aus den Regalen verschwunden, die Lokums, der Halwa aus Sesam, die Leblebis, die Schachteln mit Van-Houten-Kakao, die Säcke mit Kaffeebohnen, die glasierten tropischen Früchte, Mandeln in Schokolade, dafür tauchten in Fett gehüllte Teige auf, harte Neapolitaner und zu trockene Kekse, von denen sich die Creme krümelnd ablöste. Allein die Stückchen Kandiszucker bewahrten, wenn sie ein bisschen Licht auffingen, einen kleinen und widersetzlichen Widerschein des Glanzes von einst. Nachdem er sich mit dem Beistand des Glöckners Arşag die Soutane hochgekrempt hatte, versteckte Der Dageat Aslanian die alten Bücher und das wertvolle Geschmeide der Kirche in alten Gräften. Erst nach etlichen Jahren holten sie äußerst bedächtig Stück für Stück wieder heraus, zuletzt das wertvollste Stück, den silbernen Vogel, aus dessen Schnabel zu Dreikönig das heilige Salböl ins Taufwasser tropfte, das alle sieben Jahre erneuert, noch von jenem im Jahre 301 durch Gregor den Erleuchter höchstselbst geheiligten Öl herrührte. Die Glocke war etwas verschwiegener und bedächtiger. Arşag stieg in den Glockenturm, wo er jedoch nicht an den Seilen zog, sondern mit der Glocke redete, die ihm mit unterschiedlich tiefem Schweigen antwortete, wie eine Orgel, deren Pfeifen nicht sangen, sondern atmeten. Dann schaute er durch die nach Süden hin sich öffnende Fensterluke, die so klein war, dass man wohl eine Flinte durchstecken konnte, aber sie lag hoch genug, um bis an den Stadtrand schauen zu können, ob die Amerikaner kämen. Im Südfenster konnte man keine Amerikaner kommen sehen, dafür sah man durch das Nordfenster auf der Straße von Tecuci her die Russen kommen. Und mehr als ein Dutzend Jahre

später, das Südfenster hatte sich all diese Zeit still verhalten, konnte er ebenfalls durch das Nordfenster, diesmal in Begleitung anderer Mitglieder des Kirchengvorstands, die er alle der Reihe nach hinausschauen ließ, beobachten, wie die russischen Truppen auf der Straße nach Tecuci wieder abzogen. Aber mittlerweile war es zu spät, die roten Fahnen hatten Wurzeln geschlagen, und ihre Wappen mit Hammer und Sichel waren eins geworden mit dem Verputz der Häuser, so dass man sie nur noch durch den Abriss der Mauern von den Fassaden hätte entfernen können. Sehr richtig bemerkte Sahag Şeitanian, der länger als die anderen vor dem Fenster verweilte: Um uns befreien zu können, hätten nicht sie abziehen und wir bleiben müssen, sondern wir hätten gehen müssen und sie bleiben. Es war ein nebliger Morgen nach einer Regennacht, die russischen Soldaten verschwanden eilig, der Boden verdreckte ihr Schuhwerk, so dass sie keinen Staub aufwirbelten.

Auch die Ärzte blieben Ärzte, aber wie es stets zu Kriegszeiten zugeht, nachdem sie die Verhungerten und die von Wunden übersäten, die zähneklappernden und das vorgefallene Geschehen beweïnenden Typhuskranken drunter und drüber beerdigt hatten, schafften sie es mit den Geburten nicht mehr so recht. Mit den Kindern, die in dieser verkehrten Welt, wo die Sonne im Osten unterging, als fertige Greise geboren wurden.

Somit wahrte mein Großvater Garabet Vosganian zu allem Geschehen den gleichen Abstand. Er wollte die Welt verstehen und hielt alles, was geschah, für wiederholbar, deshalb ließ er seine Modelle an seiner Statt leben. Sein Leidensmodell war der Mönch Komitas, dem er auf das Alter zu immer ähnlicher wurde, so dass ich, als ich zum ersten Mal die Totenmaske des Komitas sah, die von mechitaristischen Mönchen auf der venezianischen Insel San Lazzaro aufbewahrt wird, angesichts der ungewöhnlichen Ähnlichkeit erschrak. Für meinen Großvater war Pater Komitas wahrscheinlich nicht bloß das Leidensmodell, sondern auch das Modell seines Wahnsinns.

Oftmals saß er reglos da und murmelte vor sich hin. Wir wussten nicht, was er sagte, Großmutter ließ uns nicht in seine Nähe. Diese Seiten sind im Buch des Flüsterns weiß geblieben. Dann schloss er sich in sein Zimmer ein und sang. Er hatte eine Baritonstimme, die hurtig aufsteigen konnte zu einem durchdringenden Tenor, genau wie Komitas' Stimme, die Vincent d'Indy, Camille Saint-Säens und



Claude Debussy verblüfft hatte. Er sang und begleitete sich auf der Geige, strich kräftig über mehrere Saiten gleichzeitig, so dass es sich wie ein Quartett anhörte.

Auch Komitas war, ebenso wie seine Freunde Ruben Sevag, Siamanto und der Dichter Daniel Varujan am 24. April 1915 verhaftet worden. Er behielt seine Archimandriten-Tunika an, nicht so sehr die Kapuze, die durch ihre Spitze den Berg Ararat symbolisierte, und die sämtliche Repräsentanten der armenischen Kirche vom Katholikos bis hin zum Mönch tragen. Kapuze und Pelerine gab er an Bedürftige weiter, die in den Konvoi gingen. Sie hatten sie in Autos bis kurz vor Ceanguiri gefahren. Komitas hatte sich unter die Menge gemischt und versucht, so gut er konnte deren Leiden zu lindern, auch ermahnte er sie, ihren Glauben zu bewahren. Nachts blieb er allein und murmelte vor sich hin. Anfangs glaubten seine Weggefährten, er bete, aber er betete nicht, sondern sprach mit jemandem, und wenn dies Gott war, klangen die für einen Mönch ungewöhnlichen Worte tadelnd, nach der Art umgedrehter Psalmen. Und eines Tages sah er eine Frau, die drauf und dran war zu gebären, aber noch bevor er bei ihr sein konnte, hatte ein Soldat den dicken und zuckenden Bauch der Frau mit einem Säbel aufgeschlitzt. In diesem Augenblick verstummte Komitas ebenso, wie Andrei Rubliow fünfhundert Jahre zuvor angesichts der Grausamkeiten der Tataren verstummt war. Er sprach noch ein einziges Mal, die anderen aber glaubten anfangs, es sei ein Scherz, bis sie begriffen, dass Pater Komitas die Zügel seines Verstandes gerissen waren. Er blieb unterwegs stehen und sagte seinen Weggefährten: Beeilt euch nicht! Lasst die Soldaten uns überholen ... Dann, als Daniel Varujan abgeholt und umgebracht werden sollte, erhob er noch einmal die Stimme. Aber er sprach nicht eigentlich, sondern er sang. Zuerst die Psalmen »Vergib mir, Gott!«, jedoch mit rauher Stimme, als erwartete er, dass Gott sich bei uns entschuldigte, dann »Grunk – Der Kranich«. Und als er fertig war, brach er in Gelächter aus. Sein Lachen war die ganze Nacht über zu hören, röchelnd und nervös, wie ein verfaultes Gewebe, das man immerzu zerreißt, zusammenfaltet und wieder zerreißt, immerzu. Viele von ihnen wurden damals umgebracht, es begann mit Daniel Varujan und Siamanto. Den Archimandriten Komitas schickte Oguz Bey, nicht wissend, was er mit ihm tun sollte, nach Konstantinopel zurück. Er verstand sich darauf, Menschen umzubringen, die auf die

Knie fielen oder zu fliehen versuchten, er brachte Leute um, die beteten, ihn anflehten, weinten oder ihn verdamnten, aber er wusste nicht, wie er jemanden umbringen sollte, der lachte. Und Komitas lachte ununterbrochen, es war ein Lachen, wie man es noch niemals gesehen hatte, die Tränen der Leidenden waren darin aufgehoben, und es verhöhnnte den Mörder: Dieses Lachen zeigte, dass in Komitas nichts mehr verblieben war, das man hätte umbringen können.

Er sollte sich niemals mehr erholen. Seine Freunde schickten ihn nach Paris ins Sanatorium. Er starb zwanzig Jahre später, Lachen und Weinen hatten sich in seinem Sterbe Gesicht versöhnt. Sein Antlitz ist entspannt, wie es auch das meines Großvaters war, als sei der Tod eine Rast, als stützte sich einer auf die Brüstung eines kühlen Brunnens und schaute hinein.

Großvater Garabet sang den *Kranich*, das Lied, das von den heimatlichen Gefilden sprach, und er begann danach nicht zu lachen, er schwieg. Ich weiß, was er tat, denn die Spuren konnte man auf der Leinwand sehen, das laute Lachen meines Großvaters bestand aus Farben, er hatte sie, wie ich dachte, ohne Sinn und Verstand mit dem Pinsel auf die Leinwand gesetzt, mit den in die Farben getauchten Fingern auf die Leinwand geschmiert, wenn die Lachsalven sich nicht mehr beherrschen ließen, oder unmittelbar aus den Farbentuben draufgedrückt. Schwarz und Orange herrschten vor, die Großvater sehr bedächtig erforschte, das war seine Weise, sich selbst zu erkunden. In seinem Bemühen, die Welt zu begreifen, hatte Großvater für jedes einzelne Ding seine eigenen methodischen Kriterien. Sich selber entschlüsselte er beispielsweise durch Farben. Der Mensch hat seine je eigene energetische Aufladung. Energie bedeutet vor allem Licht. Licht aber ist eine Kombination von Farben, anhand des Farbenspektrums kann man verstehen, von wie weit es herkommt, welcher Körper es abstrahlt, in welcher Tageszeit wir uns befinden. Genau so verhält es sich auch mit den Menschen; man stellt eine Kristallpyramide vor ihn hin und schaut ihn an. Und das Spektrum ist da. Sieh an, das bin ich, sagte Großvater und betrachtete das von hingeklatschten Farben zerfurchte Blatt, auch strich er mit den Fingern darüber, um nicht bloß die Farben und die Geschmeidigkeit der Linienführung, sondern auch die Glätte oder Schroffheit der Tusche zu überprüfen.

Dies waren übrigens einige der wenigen Augenblicke, in denen er sich als mitbetroffen gebärdete. Ansonsten betrachtete er die Dinge geduldig und in allen Einzelheiten. Selbst wenn er aß, kaute er, um das Wesen der Speise zu verstehen, jeden Bissen bis zu dreiunddreißig Mal, die für das Kauen, wie er sagte, maßgebliche Zahl. Nur so könne man einerseits den Geschmack und den Sinn jedes Nahrungsmittels verstehen und andererseits dieses derart zerkleinern, dass es dem Magen bekömmlich sei. Eigentlich war jener gleichweit von allem anderen entfernte Punkt ebenso weit entfernt von ihm selber. Sich selbst mit der gleichen Gelassenheit zu betrachten, wie man die Bäume im Garten erkundet oder die Chronologie eines Krieges, von einem Ort her, der außerhalb des Gegenstandes selbst lag, war ebenfalls eine Art Narretei. Nur dass Großvater, wie man sieht, sein Leidensmodell in Pater Komitas gefunden hatte, nicht, um diesen nachzuahmen, sondern um sich darin zu spiegeln. Während die Verrücktheit von Pater Komitas eine war, die von innen herrührte, war Großvaters Verrücktheit eine, die über den Dingen schwebte. Deshalb, so Großvater, der die Meinung vertrat, die Welt gebe es nur, damit sie verstanden werde, sei es in dem Augenblick, da man sich auswendig lerne, wenn man sich selbst dermaßen vorhersehbar werde, dass man sich wie ein Gedicht auswendig vorsagen könne, mit Anfang und Ende, ja sogar mit den dazugehörenden Reimen, an der Zeit, zu sterben.

Wenn, da sie durch diese Welt gingen, Großvater Garabet Vosganian verstand, während Großvater Setrak Melichian nicht verstand, dann war mein Patenonkel Sahag Şeitanian derjenige, der erduldetete. Und wenn für meinen Großvater Garabet das erste Verständnis, nämlich das seiner selbst, von den sich kreuzenden Farben herrührte, und für meinen Großvater Setrak das Nichtverstehen seiner selbst von den Ohrfeigen herrührte, die er im Überfluss bezogen hatte, rührte Sahag Şeitanians Leiden an sich selbst von der Begegnung mit Yusuf.

## Acht

Yusufs Geschichte: Im *Buch des Flüsterns* gibt es keine imaginären Personen, schließlich haben alle in dieser Welt gelebt, an ihrem Ort und mit ihren eigenen Namen. Es gibt eine einzige Person, die als imaginär betrachtet werden könnte, denn ihre Existenz verwandelt das *Buch des Flüsterns* in eine Realität, deren Treppenstufen sich wie zwei Spiegel, die sich gegenseitig spiegeln, selbständig vervielfältigen. Ich schreibe häufig über den Erzähler dieses Buches. In meiner Geschichte erzählt der Erzähler über das Buch des Flüsterns. Und in diesem neuerlich erzählten Buch tritt wiederum der Erzähler mit seinen Geschichten auf. Er erzählt vom Erzähler und von dessen Geschichte. Wäre die Reihenfolge umgekehrt, und wir gelangten zum letzten Erzähler, dem die Untugend abgeht, sich selbst zu beschreiben, und gelangten wir von ihm auf mich, so hätten wir den Traum, dann den Traum im Traum und immer so weiter. So aber, da ich über den schreibe, der schreibt, dieser seinerseits sich über das Manuskript beugt, in dem sich auch die Autor genannte Person befindet und schreibt, sieht es so aus, als befänden wir uns auf einer Treppe und stiegen hinab, wie dieses ineinander steckende Holzspielzeug, die Matrjoschka, die der alte Musaian aus Sibirien mitgebracht hatte. Er hatte sich in der Summe der Jahre vertan und vergessen, dass sein Sohn Arachel mittlerweile das Soldatenalter erreicht hatte.

Von den vielen realen Personen werden Sie auch einige in den Geschichtsbüchern wiederfinden, andere aber gibt es nur im *Buch des Flüsterns*. Obwohl es meistens von der Vergangenheit erzählt, ist dieses Buch kein Geschichtsbuch, denn in den Geschichtsbüchern wird hauptsächlich von den Siegern berichtet; dieses ist viel eher eine Sammlung von Psalmen, denn es erzählt von den Besiegten. Und unter den Personen des Buches gibt es auch eine, die nicht existiert hat, doch diesem Umstand zum Trotz oder gerade deshalb trägt diese Person sogar einen Namen: Sie heißt Yusuf. Dieser Yusuf war nichts anderes als ein Leihname, und seinen Träger gibt es nur deshalb im Buch des Flüsterns – wiewohl er nicht zur Konstruktion des Buches gehörte –, weil er der Schlüssel zu der Tür ist, an der in jener Randzeit der kahlen, mit den Fingernägeln aufgekratzten Wände, der

aufgerissenen Fußböden und den wie Maulwurfshügel aufgeworfenen Erdhaufen am meisten geweint wurde. Unordentlich war die Erde aufgeworfen worden, wie es häufig bei eilig angelegten Gräbern vorkommt. Und die am hastigsten eingerichteten Gräber sind die Massengräber.

Die Lebenden und die Toten gehören dem Himmel an und der Erde. Allein die Sterbenden gehören ganz und gar dem Tod an. Dieser wandelt unter ihnen einher, gibt sich geradezu sanftmütig; todgeweiht zu sein, ist ein Zustand, bei dem der Tod sich vorsieht, ihn nicht zu bald zu entscheiden. Es ist sein frischer Hafer. Muribund zu sein, ist eine Initiation in den Tod. Von Mamura bis nach Deir-ez-Zor, über eine Distanz von mehr als dreihundert Kilometern hat ein ganzes Volk die Sieben Kreise durchschritten, den Weg der Initiation in den Tod. Und an dessen Ende traf Sahag Şeitanian auf Yusuf.

MAMURA. DER ERSTE KREIS. Der Weg zog sich schnurgerade neben der Bahnlinie hin. Die Konvois mit den an unterschiedlichen Orten zusammengetriebenen Armeniern, aus dem europäischen Anatolien, aus Smirna, Izmid oder Adrianopolis, aus dem Wilajeten des westlichen Anatolien, Trapezunt, Erzerum oder Kharput betraten den ersten Kreis zu Fuß. Von weitem gesehen, wirkten sie, eng aneinander gedrängt und die Köpfe geneigt, wie Pilger. Nur dass Pilger von ihrem Glauben geleitet und nicht von Soldaten angetrieben werden, die Nüstern der Pferde im Nacken haben oder bei Ausbruchsversuchen mit Peitschenhieben zurück in den Konvoi gescheucht werden. Sahag Şeitanians Familie bestand aus fünf Personen, der Großmutter, den Eltern, ihm selbst und seiner kleineren Schwester. Die anderen beiden Kinder, schon etwas größer, waren heimlich nach Konstantinopel geschickt worden. Seine Mutter Hermine war eine zähe Frau. Sie hielt sich noch gut auf den Beinen, umfasste ihre Kinder mit den Armen und ging stets den geraden Weg in der Mitte des Konvois, um sie vor den Hufen der Pferde zu beschützen. Auch um ihnen den Anblick der Leichen am Wegrand zu ersparen, die von Krähen zerrupft wurden. Sie hatten ein bisschen Geld dabei, das Rupen, der Vater, unter seinem Hemd verborgen hielt. Mit einem Teil des Geldes hatten sie eine Art Fahrkarte erwerben können, vielmehr sich die Gunst des Bahnvorstehers von Izmid erkaufte, sind in den Zug gestiegen und haben die Strecke

Eşçişer–Konya–Bizanti– Adana bis zur Hälfte des Wegs nach Mamura zurückgelegt, wo der Zug auf Befehl der Armee, die die Gleise blockiert hatte, anhalten musste. Aber dass hier der Zug angehalten wurde, wenngleich die Pfade über felsiges Gebiet oder durch die hitzestarrende Ebene beschwerlich waren, hatte ihnen das Leben gerettet, denn die Viehwaggons, in die man sie gesteckt hatte, waren viel zu eng, die Lebensmittel erschöpft, und Wasser hatte ihnen niemand gegeben. Die in den Waggons zurückgebliebenen Toten waren solche, die eben ihre Seele ausgehaucht hatten, denn alle unterwegs Gestorbenen waren während der Fahrt aus den Waggons geworfen worden.

Also hatten sie zweimal Glück gehabt. Das erste Mal, weil sie nicht Hunderte Kilometer zu Fuß zurücklegen hatten müssen, und zum Zweiten, weil man sie just in dem Augenblick aus den Waggons geholt hat, als sie alle zu sterben drohten. Aber die meisten von ihnen, vor allem die Konvois aus den westlichen Wilajeten, hatten diese Möglichkeit nicht. Sie haben den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt; einige von ihnen, die Wohlhabenderen, hatten sich Wagen und Maulesel besorgen können. Aufgrund von Erschöpfung, Kälte, Hunger, der Ausplünderungen und Gemetzel starben von eineinhalb Millionen Deportierten etwa eine halbe Million, bevor sie den Rand des ersten Kreises erreicht hatten. Denen noch diejenigen hinzuzuzählen sind, die dort ankamen, aber nicht auf den eigenen Beinen, sondern angeschwemmt von den Wassern des Tigris und des Euphrat.

Im September begannen die Nächte empfindlich kalt zu werden, doch die Hitze tagsüber ließ nicht nach. Man trieb sie auf ein weitläufiges Gelände in der Nähe der Bahnstation von Mamura. So weit das Auge reichte, hatten sich die Leute mit allem, was zur Hand war, Decken, Kleidungsstücken oder Leintüchern, eine Art Zelt gebaut. Die meisten dieser Zelte stützten sich nur auf vier Stöcke und spannten über drei bis vier Quadratmeter ein ausgebleichtes Stück Tuch, das vor Sonne und Regen einigermaßen Schutz gewährte, aber gegen die Kälte nichts ausrichten konnte. Sahag überschlug mit berechnendem Blick so viele Zelte, dass ein Rand des Geländes nirgendwo abzusehen war. Man hatte diesen Ort absichtlich am Stadtrand und jenseits der Bahnlinie angelegt, denn der Bahndamm mit den Gleisen ließ sich besser bewachen, und so konnte es niemand wagen, auf der Suche nach Brot in die

Stadt zu gehen. Sie hatten noch ein bisschen was zu essen, aßen eilig und mit Bedacht im Schatten ihres Zelttes, damit es ringsum niemand sehen konnte.

Ab und zu versuchten kleinere Gruppen, sich der Bahnlinie zu nähern, aber sie wurden stets zurück ins Lager gescheucht. Letztlich aber bedrohten die Soldaten sie nicht mehr und ließen sie ihre Arbeit verrichten. Denn nun handelte es sich um die, welche von Zelt zu Zelt gingen und den Leuten darin halfen, ihre Toten wegzutragen. Und damit die Toten nicht völlig alleine blieben, wurden sie nebeneinander hingelegt, als ihre Zahl jedoch stetig zunahm, wurden sie übereinander gelegt, so dass der Tod Hügel entstehen ließ, die wie Wachtürme das Lager umringten. Die Tiere keuchten vor Hunger und aufgrund des Leichengestanks, es waren vor allem Maultiere, an Wagen gespannt oder den Hausrat in Quersäcken auf großen Lastsätteln tragend; sie hatten sich als widerstandsfähiger erwiesen, die Pferde waren verdurstet oder hatten sich auf den steilen Gebirgspfaden die Schienbeine gebrochen. Die Hunde hielten sich beiseite, sie erkannten in den Augen der Menschen den gleichen Hunger und die gleiche Hatz, warteten mit den Krähenschwärmen geduldig auf den Einbruch der Dunkelheit.

Um sich gegenseitig zu wärmen, schliefen sie eng aneinandergedkauert. Tagsüber zogen sie sich aus und spannten die aneinandergebundenen Kleider über sich aus. Sie hatten sich mit einem jungen, frisch verheirateten Paar aus Konya darüber verständigt, sich den Wagen zu teilen, den die Männer reihum mit schoben, um das Maultier zu schonen. Eine Frau hatte sich angeboten, ihre Bettwäsche zusammenzunähen, damit sie besser vor dem Wind bestehen könnte. Sie war mit ihrem Verlobten unterwegs, hatten heiraten wollen, aber die Brautleute waren unterwegs gestorben.

Sahags Mutter hatte zwei Töpfe, in denen sie das Regenwasser auffing. Wenn das Wasser zu Ende war, wischten sie sich mit den Tüchern über die Lippen, die sie über Nacht aufgehängt hatten, damit sie die Taufflüssigkeit auffingen.

Wenn sich die Zelte zu sehr vermehrt hatten und drohten, über die Bahnlinie hinüber zu schwappen, und wenn die Zahl der Leichen derart zugenommen hatte, dass der Todesgestank die Luft zu verpesten drohte, stürmten die berittenen Soldaten durch die Zeltreihen und trieben ein paar Tausend Leute von neuem auf den Weg. Die Zelte brachen unter den Pferdehufen zusammen, und die Menschen

wurden mit Peitschenschlägen an den Rand des Geländes gescheucht. Wenn sie ihre Habseligkeiten nicht schnell genug zusammenpacken und ihr Zelt abbrechen konnten, trieben die Reiter sie zur Eile, indem sie die trockenen Tücher ihrer Zeltdächer in Brand setzten.

Sie waren gegen Ende Oktober dran. Bis zur nächsten Rast hatten sie eine Strecke zurückzulegen, die ein kräftiger Mann in fünf Stunden geschafft hätte, sie aber benötigten dafür zwei Tage.

ISLAHIYE. DER ZWEITE KREIS. Der Weg führte durch das Amanus- Gebirge, über den Kamm, dann ging es einen Fluss entlang abwärts auf Islahiye zu. Mit der Berührung des zweiten Kreises kam auch der erste Schnee. Viele steckten in dünnen Lumpen, und allein der vom Schweiß ins Gewebe eingebackene Staub ließ ihre Kleider etwas dicker wirken und wärmer. Die Decke ließen sie auf dem Maultier liegen und hüllten sich den ganzen Weg über in Leintücher. Den Wagen gaben sie auf, er war zu sperrig für die schmalen Pfade, und die Männer schulterten so viel, wie sie eben noch tragen konnten. Als es ein bisschen wärmer wurde, zerrissen sie ein Leintuch in Streifen und banden sich aneinander, damit keiner in eine Schlucht stürze. Es war ein sauberer Gebirgsweg, und so blieb er auch nach dem Durchzug des Konvois, denn wer geschwächt zu Boden ging, wurde mit Stockschlägen in eine Schlucht gestürzt. Die Großmutter wurde auf dem Maultier mitgeführt, was ihr im Unterschied zu vielen anderen half, den Weg zu überstehen. Diese endeten erschöpft oder stürzten, weil sie sterbend gegen Felsbrocken gelaufen waren. Als sie auf ein flaches Plateau gelangten, wurde der Konvoi von ein paar Dutzend bewaffneten Kurden empfangen. Wie auf ein Zeichen hin blieben die Soldaten zurück und ließen den unbewachten Konvoi weiterziehen. Sie hielten erst verschreckt an, als sie die Reiter sahen, die Flinten und Säbel schwenkend auf sie zu geritten kamen. Dieses Plateau war schmal, hinter ihnen erhoben sich die Berge, auf beiden Seiten gähnten abschüssige Täler und vor ihnen die Reiter. Diese Szene kennen wir aus Hunderten Schilderungen. Verlassene, schutzlose Konvois, mehrheitlich Frauen und Kinder, die sich hilfeschend über das Gelände verstreuen, ohne zu wissen, dass man erst dann zur sicheren Beute der auf Raub und Mord sinnenden Reiter wird, wenn man sich aus der Masse herausgelöst hat. Einmal



waren die Täter extra aus den türkischen Gefängnissen freigelassene und bewaffnete Kriminelle, dann Kurden, Tschetschenen oder Beduinen. Selten nur fielen sie zufällig über die Leute her, meistens waren sie vorher unterrichtet worden, kannten den Zeitraum und die Strecke der Konvois, und die Soldaten hatten die Anweisung, sich zu entfernen und sie ihr Geschäft verrichten zu lassen. Zuweilen sollten sie lediglich ausgeplündert und die jungen Frauen verschleppt werden, häufiger aber wurden sie bis zum letzten Mann niedergemetzelt. Es gab keine Regel, man konnte umgebracht werden, weil man Geld oder Schmuck bei sich hatte, und man konnte umgebracht werden, weil man nichts hatte, was man ihnen hätte geben können. Am ratsamsten war es, sich auf den Boden zu kauern oder flach hinzulegen und sich tot zu stellen. Wenn man das Glück hatte, nicht von den Hufen ihrer Pferde zertreten zu werden, konnte man so lange ausharren, bis die Reiter von ihrer Jagd auf die lebenden Ziele ermüdet waren oder der Abend hereinbrach und sie sich johlend davon machten, die zappelnd sich wehrenden Frauen auf dem Sattel um die Mitte gefasst. Zurück blieb ein von Leichen übersätes Gelände, auf dem sich langsam die wenigen verschreckten Überlebenden wieder erhoben.

Der Verlobte der Frau, mit der sie sich angefreundet hatten, war auch umgebracht worden. Er hatte eine wertlose, aber glänzende Kette am Hals getragen, und der Reiter, der diese in seinen Besitz bringen wollte, machte sich keine Mühe, sondern hieb ihm einfach den Kopf ab. Sie mussten ihn dort liegen lassen, den Tieren zum Fraß.

Die Verwundeten hinter sich her ziehend, erreichten sie erst gegen Morgen die Ebene bei Islahiye. Auf beiden Seiten des Lagereingangs erhob sich ein Leichenhaufen, vor allem mit Kinderleichen. Sie spannten ihre Zelttücher auf. Ihr Essen war beinahe aufgebraucht. Morgens durchpflügten berittene Soldaten die Zeltreihen und warfen aufs Geratewohl Brot über die Zelte. Die Leute stürzten sich darauf, versuchten, je ein Stück zu packen zu und kämpften darum. Gegen Mittag beruhigte sich das Lager, die Menschen schleppten sich unter die Zeltplanen und wachten bei den Sterbenden.

Die Soldaten hielten sich abseits, denn die schwülen Todesgerüche waren nicht angenehm, ja, sie kündeten die Verbreitung der Ruhr an. Der Lagerkommandant rief die Männer zusammen, die noch bei Kräften waren, und befahl ihnen, die Toten

zusammenzutragen. Weil in jenen Herbstmonaten Hunger und Typhus im Lager von Islahiye über sechzigtausend Opfer gefordert hatten, ordnete der Kommandant an, die Toten einige Tage lang am Rande des Lagers liegen zu lassen, bevor sie begraben wurden. Denn draußen im Wind trockneten die Leichen aus und schrumpften, so dass sie weniger Platz einnahmen und die Massengräber mehr fassen konnten.

Dann rückten sie ihre Zelte näher aneinander, so dass die Plünderer, vor allem Beduinen aus den umliegenden Dörfern, nicht mehr zwischen den Zelten hindurchschlüpfen konnten. Denn sie fürchteten sich nicht voreinander, Geld oder Gold stahl aus den Reihen der Deportierten niemand, man hätte damit auch nichts anfangen können. Und was man hätte begehren können, Mehl, Zucker oder Trockenfleisch, hatte längst keiner mehr. Die Tiere suchten an den Mauerrändern oder zwischen den Trassenführungen nach Grasbüscheln. Die innerlich vom Typhus zerfressen wurden, kauerten gekrümmt auf dem Boden und warteten auf den Tod. Die anderen kauten gemächlich die Stückchen krümeligen Brotes, die ihnen von den durchgaloppierenden Pferden herab zugeworfen worden waren.

Nun geschah etwas gleichermaßen Rätselhaftes und Grausames: Es schneite, und sie stürzten mit offenen Handflächen aus ihren Zelten hinaus. Es steckte noch so viel Leben in ihnen, dass die Flocken in ihren Handhöhlen schmolzen und sie die Tropfen von den Fingern lecken konnten. Dann, als sie sahen, dass der Schneefall heftiger wurde, warteten sie ab, ließen den Schnee auf dem Boden liegen, um ihn danach, ebenso wie die Hunde und Maultiere, vom Boden aufzulecken. Sahag begnügte sich noch länger als die anderen, denn er hatte gemerkt, dass der Schnee liegen blieb und wuchs, vor allem auf den Gesichtern der Toten, die noch kälter waren als der Boden.

Aber mit dem Schnee war auch ein grimmiger Frost gekommen, der den Boden gefrieren ließ, die Leintücher, aus denen die Zelte bestanden, in scharfe, schneidende Falten verwandelte, die Luft klärte, dem Gewusel aller Geschöpfe Einhalt gebot und auch die Miasmen wie Rauheif zu Boden sinken ließ. Die Menschen kauerten sich aneinander, aus mehreren Zelten kamen die Leute und drängten sich in einem größeren zusammen, und dort, wo es jemandem gelungen war, ein paar vereiste Stöckchen aufzutauen und damit ein Feuerchen zu entfachen,

gab es ein richtiges Gedränge, auch wenn es ihnen nur von weitem gelang, die ersterbende Flamme zu betrachten.

Die auf den Tod Dahinsiechenden waren vor Hunger so dürr geworden und vom Frost verzehrt, dass ihre Arme oder Beine krachend wie trockene Äste brachen, wenn man sie an den Armen oder Beinen zwischen den Zelten wegzerzte.

Als der Schnee schmolz, wurden wieder Konvois gebildet. Der Himmel weichte auf, und der Regen begann. Die Wege verschlammten. Sie wickelten sich von den Leintüchern abgetrennte Streifen um die Füße, sonst wären ihre nackten Fußsohlen im Boden kleben geblieben, und die Leute hätten keine Kraft mehr gehabt, sie aus dem Schlamm zu ziehen. Im Nieselregen, der sämtliche Konturen verwischte, dauerte der neuerliche Weg fast eine Woche. Man konnte die Toten nicht mehr zählen, denn auf dieser nebligen Wegstrecke, wo man nur noch die bläulichen Dämpfe des eigenen Atems sehen konnte, war das vom Regen durchweichte Fleisch derer, die umkippten, ebenso weich und klebrig geworden wie der lehmige Boden. Die Nachfolgenden traten sie mit Füßen und vermengten ihr Fleisch wie in einem schwarzen Teig mit dem alles verhüllenden Schlamm der Wege. Der Regen aber hörte auch nicht auf, als sie angekommen waren.

BAB. DER DRITTE KREIS. Das Gelände mit den schwarzen Zelten erstreckte sich auf einem Streifen etliche Kilometer außerhalb des Ortes, damit der Zugang der Deportierten zur Stadt verhindert werden konnte. Auf dem lößhaltigen Boden hatte das mit Schnee durchmischte Wasser Tümpel gebildet und das gesamte Gelände in Morast verwandelt.

Sie kamen nicht dazu, ihre unterwegs umgekommen Gefährten zu zählen, denn selbst mit den nunmehr innerhalb ihres Lagers Gestorbenen kamen sie nicht mehr zurecht. Die Männer, die noch übrig geblieben waren, hatten sich in zwei Gruppen aufgeteilt. Die eine Gruppe trug die Leichen aus dem Lager und kümmerte sich um das Ausheben der Massengräber. Im dritten Kreis kostete es mehr Mühe, die Toten wegzutragen; ausgetrocknet wie der staubige Boden und mit vor Kälte leicht gewordenen Knochen, quollen sie vom Wasser auf, und ihre aufgeweichten Adern platzten, so dass sie rote Flecken bekamen, wie rohes Fleisch. Aufgedunsen und

deshalb kaum zu beugen, brauchten sie mehr Platz, und in dem klebrigen Boden mussten die Gräber größer angelegt werden.

Die zweite Gruppe Männer durchkämmte auf der Suche nach etwas Essbaren die Gegend, näherte sich der Stadt jedoch nur bis zu den Müllgruben und den ausfransenden Armenvierteln. Zumeist bestand ihre Beute aus toten Tieren. Einige von ihnen, die noch etwas flinker waren, warfen mit Steinen nach den Krähen oder jagten Hunde, die um das Lager strichen und nach Einbruch der Nacht auf der Suche nach unverfaultem Fleisch die eilig zugescharften Gräber aufwühlten.

So brach die Typhusepidemie aus. Sie traf zuerst die Kinder. Überzog ihre Wangen mit roten Flecken, die sich aufgrund der Entbehungen sehr schnell in offene Wunden verwandelten, in denen sich Blut und Fieberschweiß vermengten. Dann griff sie über auf die Mütter, die es nicht über sich gebracht hatten, ihre fiebrig zitternden Kinder nicht in den Arm zu nehmen. Allein der Frost hinderte die Seuche daran, sich auf alle auszuweiten. Aber dem gleichen Frost war es zuzuschreiben, dass es für die Erkrankten keine Rettung gab. Aus Furcht vor der Krankheit blieben die Soldaten auf Distanz, und nur noch selten wagten sie sich zwischen die Zelte, um in aller Eile etwas Brot in den Schneeregen zu werfen. Keiner dachte mehr daran, den Morast davon abzuwischen, und wer das Glück hatte, ein Stück zu erhaschen, rannte schnell davon, es mit denen in seinem Zelt zu teilen, oder er kauerte sich nieder, das Kinn auf der Brust, den Brotkanten umklammert und verschlang ihn unzerkaut, damit sich keiner mehr auf ihn stürzen und ihm etwas wegnehmen konnte.

Schier wahnsinnig geworden vor Mitleid mit den sterbenden Kindern, wagten sich vor allem Frauen ab und zu bis an den Rand der Niederlassung und baten um etwas zu Essen, suchten nach einem besseren Dach oder sauberen Tüchern. Sie wurden mit Steinwürfen und Stockschlägen vertrieben oder schlicht und einfach erschossen.

Die Frau, mit der sie aufgebrochen waren, erkrankte. Sie saß zusammengesunken da, und sie konnten nichts anderes tun, als ihr alle Tücher, die sie noch hatten, über die Schultern zu legen. Eines Tages kehrte der Mann der Seitaniens mit einer toten Krähe zurück, er hatte sie erlegt, als der Vogel in einem Schwarm über dem Leichenhaufen kreiste. Er hatte ein verwildertes Funkeln in den Augen, seine eingefallenen Wangen waren mit gekräuselten Haarbüscheln bedeckt,

die Kleider bestanden nur noch aus Lumpen. Damit diese nicht immerzu im Wind flatterten, hatte er sie mit einem Bindfaden, den er sich mehrfach von der Brust bis zur Hüfte um den Leib geschlungen hatte, festgebunden. Statt Schuhen trug er zwei verknotete Fetzenstreifen, und als Sohle hatte er sich je ein Stück Holz an den Fuß geschnürt. Dies machte seinen Gang unregelmäßig und schlüpfend, nur ab und zu, wenn er Schwellen zu überschreiten hatte, hob er die Fußsohlen an. Um jagen zu können, musste er nicht laufen, auch hätte ihm dazu die Kraft gefehlt. Er musste die erlegten Viecher bloß tragen, und für die Hunde und Krähen, fett geworden von der Nahrung, mit der sie das Lager überreich versorgte, reichte ein gezielter Steinwurf. Und mit dem gleichen Stein musste man ihnen danach den Kopf zerschmettern. Oder ihnen ganz schnell den Hals umdrehen. Was Rupen Seitanian getan hatte, der Kopf des Vogels war in eine unnatürliche Position gedreht. Als Hermine ihn sah, drückte sie ihre Kinder an die Brust und flüsterte aufgewühlt: Ur es, *Asdvadz?* Wo bist du, Gott? Gott liegt auf den Tod danieder, Weib, sagte der Mann. Sieh, seine Engel sind schon tot. Und er warf den schwarzen Vogel mitten ins Zelt.

Es bereitete einige Mühe, mit den feuchten Zweigen ein Feuerchen zu entfachen, über dem sie das Fleisch des gerupften Vogels brieren. Dies aber konnte der kranken Frau nicht mehr helfen, deren eingeschrumpfter Magen keine Nahrung mehr aufnahm. Sie erbrach das einzige Stückchen Fleisch, das sie hatte schlucken können, und erstickte kurz darauf an nicht nachlassenden Spasmen. Das ist das Zeichen des schwarzen Engels, murmelte Hermine. Es ist ein anderes und noch viel schrecklicheres Zeichen, sagte Rupen, wenn Gott selbst die schwarzen Engel umbringt. Und er schaute auf den bleiernen Himmel, auf den morastigen Boden, in den Nieselregen und die Dünste des Lagers, die Himmel und Erde in einem gefräßigen und mörderischen Nebel vereinten. Sie hoben die Frau auf das Maultier, wo sie wie ein Quersack zu beiden Seiten hinab hing, und Rupen brachte sie an den Rand des Lagers, wo die Leiber aufquollen und sich gelatinös auflösten. Aber davor hatten sie ihr die Kleider ausgezogen und sie unter der frierenden kleineren Schwester von Sahag und der jungen Frau aus Konya aufgeteilt, damit die Beduinen sie nicht so spärlich bekleidet zu sehen bekämen und sie begehrten.

So sehr sich die Ortsansässigen auch vor den Deportierten schützten, indem sie sie wie Hunde mit Steinwürfen und allem, was ihnen sonst noch zur Hand war,

vertrieben, indem sie Ermeni! Ermeni! riefen, damit auch andere aus ihren Häusern kämen und sich an der Abwehr der zögernd und friedfertig die Arme vom Körper wegstreckend sich nähernden Geschöpfe beteiligten, so sehr sie sich also wehren mochten, der Typhus griff auch über auf die Stadt. Nun versammelten die Araber ihre Krieger und fielen über das Lager her, zertrampelten es mit den Hufen ihrer Pferde, töteten mit Säbeln und Gewehrkugeln, vertrieben die Leute mit der flachen Säbelklinge oder mit Knüppelschlägen und setzten die Zelte in Brand. Die Soldaten schauten wie immer unbeteiligt und gleichgültig zu, nahmen die ihnen zuteilgewordene Hilfe gegen Hunger, Ruhr und Typhus wohlwollend an. Das Massaker dauerte einen ganzen Tag, und die Krieger hatten angekündigt wiederzukommen, wenn sich die Deportierten nicht schon am nächsten Tag wieder auf den Weg machten, wohin sie auch wollten, aber so weit weg wie irgend möglich von ihren eigenen Häusern.

Obwohl die Anweisungen lauteten, das Lager müsse bis zum Frühjahr geschlossen aufrechterhalten werden, machten sich die Konvois wegen der Unruhe der Einheimischen wieder auf den Weg. Es war der 5. Januar, eigentlich wussten sie dies nicht so genau, denn keiner hatte mehr die Tage gezählt, und weil es keine Zeichen mehr gab, die den einen vom anderen Tag unterschieden hätten, beispielsweise einen sonntäglichen Gottesdienst, merkte man bloß den Wechsel der Jahreszeiten – und auch diesen nur ungefähr. Einigermaßen verlässlich war allein die Zählung der Toten, die von den türkischen Soldaten vorgenommen wurde. Mit dem Bajonett ritzen sie jeweils den Holzpfeiler an jedem Lagerort für die Toten. Aber als der Typhus wütete und die Leichen mit dem Wagen herbeigekarrt und gleich in die Gruben geworfen wurden, musste auch diese Zählung aufgegeben werden.

Die Adventszeit versuchten sie nach der Länge der Nächte zu bestimmen, aber weil der Himmel immerzu bewölkt und bleigrau war, schienen die Nächte länger zu sein, als sie es tatsächlich waren. Und die Zahl der Toten nahm stetig zu, denn die Sterbenden hauchten vor allem nachts ihre Seele aus. Aber weil am nächsten Tag die ersten Konvois wieder aufbrachen und keiner wissen konnte, wie viele von ihnen das Ende der Strecke erreichen würden, beschlossen die paar Priester, die sich von

den anderen allein aufgrund ihrer etwas längeren Bärte unterschieden, dass jene Nacht der Vorabend des Heiligen Abends sei.

Wer noch einen Kerzenstummel besaß, zündete ihn an. Hermine sagte: Lasst das Licht erstrahlen. Sie brannten die ganze Kerze nieder, leckten mit den Fingern das warme Wachs auf und strichen es sich über die Hände. Sie hätten sich noch einen Stummel für die Auferstehungsnacht aufbewahren sollen. Bis dahin, sagte Rupen und wickelte seine Füße ein, werden wir alle tot sein.

MESKENE. DER VIERTE KREIS. Damit sie Aleppo nicht zu nahe kämen, wo es wieder die Gefahr einer Verseuchung gegeben hätte, und angesichts der zunehmenden Feindschaft der Ortsansässigen sowie aufgrund der Eilverfügung von Djemal Pascha, die Deportierten fernzuhalten von der Eisenbahnlinie, umging der Konvoi den etwas begehbareren Weg durch Aleppo und Sebil und durchquerte wildere Gegenden bei Tefridge und Lale. Ein kräftiger Mann hätte die Strecke zwischen Bab und Meskene in zwei Tagen bewältigen können, allerdings nur, wenn man annimmt, er habe sich eines geruhsamen Nachtschlafs in einer der Karawansereien erfreuen, er habe sich satt essen können und seine Maultiere hätten Wasserbeutel mitgeschleppt. Die aus Bab aufgebrochenen Konvois legten diese Wegstrecke bestenfalls in zehn Tagen zurück, mitunter kamen sie jedoch erst nach zwei Wochen an.

Beim Auszug aus Bab begann es wieder zu schneien. Da sie die große Straße nach Aleppo nicht genommen hatten, und die weite Landschaft von Schnee bedeckt war, verfehlten die Konvois häufig die Richtung, und die Soldaten ließen sie nach einigen Überlegungen und Erkundungen umkehren und einen anderen Weg einschlagen. Dabei stießen sie sie mit den Pferdeschnauzen von der Seite an. Kein Wunder, dass sie immer wieder in die Irre gingen, denn die im Konvoi Mitlaufenden, selbst die Widerstandsfähigsten in den ersten Reihen, die Brust im Wind, hatten beim Gehen den Blick gesenkt und erhoben ihn nur selten, dann jedoch nicht, um den Weg zu erkunden – sie hielten ihn ohnehin für endlos –, sondern schauten zum Himmel hoch, suchten nach einem Lichtschimmer, einem Zeichen dafür, dass der Schneefall aufhöre, oder schlicht und einfach irgendein Zeichen. Sie hüllten sich in sämtliche Gewebe und Bettwäschen, die sie noch hatten, und banden sich diese mit

Bindfäden um den Leib gegen den Wind. Die dicksten Decken waren für die Füße und Beine bestimmt, sie fertigten sich damit eine Art Filzstiefel an, indem sie sie in Öl tränkten, sofern sie noch welches hatten, oder in Rohöllachen, damit sie das Schneewasser abwiesen. Der Konvoi war geschlossen aufgebrochen, bald jedoch und mit zunehmender Erschöpfung erstreckte er sich über beinahe einen Kilometer. Die Soldaten begnügten sich damit, auf sie einzuschlagen, verzichteten aber darauf, sie anzutreiben. Die mit der Peitsche oder mit Schlagstöcken Traktierten fielen auf die Knie, sie konnten nicht mehr schneller gehen. Sie wurden für widersetzlich gehalten und mit Stockschlägen auf den Kopf umgebracht, die Kugeln sparte man sich. Wo es sie traf, fielen sie bewusstlos in den Schnee, was den Tod bedeutete. Dann gaben sie auf, ließen sie so gehen, wie sie es vermochten. Die Erschöpften wurden beim Gehen immer langsamer und landeten am hinteren Ende des Konvois, es bereitete ihnen zunehmend Mühe, die Füße aus den Schneeverwehungen zu ziehen, und schließlich blieben sie reglos im Schnee stecken, die Beine zu steif, als dass sie ihre Knie hätten beugen können. So starben sie im Stehen, die Arme seitwärts gestreckt, hochgeweht vom Wind, wie schwarze vertrocknete Bäume. Die Fuhrwerke, die der Gouverneur von Aleppo wegen der großen Zahl unterwegs vergessener Leichen und der Seuchengefahr für seine Stadt dem Konvoi hinterher geschickt hatte, fanden sie mitunter auch nach einigen Tagen noch aufrecht stehend vor, die Arme knackten erfroren im Wind. Anfangs erschrakten die Totengräber. Dann rissen sie sie einfach aus dem Schnee, als handelte es sich um Stämme, deren Wurzeln weggefault waren; sie sagten sich, die Erde sei all der Toten überdrüssig und habe beschlossen, diese stehend verenden zu lassen.

Sie schliefen in verlassenen Karawansereien, blieben mitunter zwei Tage, um sich ein wenig zu stärken. Aus Aleppo waren mit den Fuhrwerken für die Leichen ein paar Säcke mit Bulghur angekommen, eine Art geschälter und geschroteter Weizen, von dem jeder so viel bekam, wie in seine beiden zum Gefäß geschlossene Handflächen passte. In Tefridge und danach in Lale hatten sie von weitem zahlreiche große Zelte gesehen, sie stützten sich auf Pfeiler, hatten Blechdächer, manche von ihnen sogar gemauerte Unterstände, so dass sie sich freuten, der Kälte zu entkommen. Aber man ließ sie nicht hin, sie durften sich bloß auf ein paar Dutzend Meter dem Gelände nähern. Damit der Weg nach Meskene nicht mit Leichen



übersäht würde, hatten die Behörden beschlossen, solche Niederlassungen einzurichten und die Sterbenden dort zu sammeln. Um diese kümmerte man sich nicht mehr, in jedem der Zelte lagen fünfzehn bis zwanzig Personen, die man dort sterben ließ. Ihr Zustand war erbärmlich, sie waren nicht mehr in der Lage, sich von der einen auf die andere Seite zu drehen oder das Gesicht vor dem herumwuselnden Ungeziefer zu schützen. Sie starben so, wie man sie abgelegt hatte, oftmals mit offenen Augen, denn ihre Lider waren schmal geworden und zu vertrocknet, als dass sie sich noch hätten schließen können. Deshalb wurden diese Lager nur von wenigen Hütern bewacht, die keine Pistolen hatten, sondern Knüppel und Steine gegen die Hunde, Hyänen und Krähen, aber auch dabei ließen sie es an Eifer mangeln.

Die Freude, sich solch einem Ort zu nähern, den sie als einen Schutz vor den Unwettern aus Wind, Regen und Schnee betrachteten, wurde von Verwunderung abgelöst und schließlich von Grausen, wenn der Konvoi in der Umgebung der Zelte angehalten wurde und man sich ihnen nicht nähern durfte. An jedem dieser Orte wurde der Konvoi von einer Gruppe Soldaten empfangen, die von einem Befehlshaber angeführt wurde, bei dem sich ein schwarz gekleideter Mann befand, der Doktor Effendi genannt wurde. Er ließ alle Leute im Konvoi in eine Reihe stellen. Sie mussten einen Schritt Abstand voneinander wahren, damit sie sich nicht gegenseitig stützen konnten. Einige fielen sogleich um und erleichterten somit Doktor Effendis Auftrag. Denn er war nicht gekommen, sich um die Lebenden zu kümmern, sondern um die Toten. Damit nicht so viele Leichen auf den Wegen liegen blieben, zumal Aleppo mit Konsulaten übersäht war, die jederzeit Depeschen an die europäischen Höfe schicken konnten, wies Doktor Effendi auf die Moribunden, die sogleich gepackt und in die Zelte gebracht wurden, und wenn ihr Lebenswille noch einen leichten Widerstand zu erkennen gab, schlug man sie zusammen. Doktor Effendi beurteilte jeden einzeln und deutete mit dem Finger auf alle, die Flecken oder Ausschläge hatten, am ganzen Leib zitterten oder außergewöhnlich bleich waren, deren Augen schon tief im Schädel lagen oder in deren Mundwinkeln grünlich-roter Schleim vom Rasseln der durchlöchernten Lungen stand. An jedem der beiden Sterbelager verringerte sich der Konvoi um etwa ein Zehntel. Von den in Bab Losgezogenen gelangten mehr als ein Drittel nicht mehr nach Meskene. Viele

hauchten ihre Seele in den beiden Raststätten der Sterbenden aus, die Leiber der anderen verloren sich unterwegs, ihr Fleisch schmolz mit dem Schnee und floss in Bächen dahin, während ihr Gebein im Geröll zermahlen wurde.

In Meskene, an der Grenzlinie des vierten Kreises, trafen die Konvois wieder auf den Euphrat, das bewegte Grab vieler Tausender Deportierten. An der Flussbiegung jenseits von Meskene wurden die Leichen aus dem Norden angeschwemmt, die von den Fluten noch nicht untergespült und von den Fischen gefressen worden waren. Mit Bootshaken wurden die Leichen ans Ufer gezogen. Weil der Boden gefroren war und es zu viele Leiber waren, als dass man mit Gräbern etwas hätte ausrichten können, wurden sie mit Petroleum übergossen und angezündet. Der schwarze Rauch war vom Lager bei Meskene zu sehen, so dass die Deportierten wussten, warum er so dicht, warum der Scheiterhaufen so nass war und nur ein beinahe ersticktes Glosen zustande kam; auch wussten sie, was im Fluss schwamm und gingen trotzdem ans Ufer, knieten nieder und tranken gierig von dem Wasser mit Leichengeschmack.

Die einen errichteten sich wieder Zelte, andere installierten sich in verlassenen Zelten. Wie jedes Mal nach dem Eintreffen eines neuen Konvois stieg die Zahl der Toten an, um dann auf die übliche Zahl von fünf bis sechshundert pro Tag zurückzugehen. Die Kälte hatte ein bisschen nachgelassen, vor allem tagsüber, nachts aber herrschte weiterhin grimmiger Frost. Regen und Schnee hielten an, wurden jedoch zur Wüste hin seltener. Auch die Luft wurde trockener, was den Atem der Sterbenden rasseln ließ. Das Lager wurde strengstens bewacht. Die Wenigen, die der Bewachung entkommen konnten und auf den Feldern zur Stadt hin erwischt wurden, tauchten sie mehrmals bis an den Hals ins kalte Flusswasser und ließen sie am Flussufer im Wind zurück. Überlebten sie, so wurden sie zu den Zelten zurückgeschickt, wo sie kurz darauf bibbernd und phantasierend verlöschten.

Mit einem Mal ging das Maultier in die Knie und wollte kein Wasser mehr trinken. Es war ein gutes Tier gewesen. Rupen streichelte im lange zärtlich über die Stirne, dann schlug er ihm mehrfach mit einem Stein auf die Stelle, die er zuvor gestreichelt hatte. Die Kinder beweinten es, aber als sie den süßlichen Geschmack des Fleisches verspürten, das nicht faserig war wie das der Krähen und auch nicht bitter wie das von anderem Aas, wischten sie sich die Tränen ab. Es reichte für ein paar

Tage, und sie stärkten sich ein bisschen. Auch hatten sie je eine Handvoll Bulgur bekommen. Als sie angesichts dieses mildtätigen Aktes fragend den Blick erhoben, erfuhren sie von dem gleichen Kior Hussein, der die Flüchtenden damit bestrafte, dass er sie ins eiskalte Wasser tauchen ließ, den Grund: Ich will nicht, dass ihr hier sterbt. Wir haben auch so schon genug Kopfzerbrechen. Der Boden ist klebrig, schwer aufzugraben. Ihr werdet ohnehin sterben. Aber schleppt euch von hier auf den eigenen Beinen in die Wüste. Dort muss sich niemand mehr mit euch rumplagen. Wind und Sand werden euch dort begraben. Da begriffen sie, dass diejenigen, die je ein Kännchen Körner in die Handhöhlen bekamen, weiterziehen mussten. Man ließ sie an den Fluss und von dem Leichenwasser trinken, das, wie das Wasser des Jordan, den Geschmack von Menschenfleisch annehmen sollte. Der Bulgur verschaffte den ruhrgeplagten Eingeweiden vorübergehend Linderung. Und das Wasser ließ die unzerkaut verschluckten Körner im Bauch aufquellen, so dass sie ein schmerzhaftes Hungergefühl und gleichzeitig Sättigung verspürten. Denn der Körper verlangte nach noch mehr Kraft, während der Magen, eingeschrumpft vor Hunger, nun aufquoll, so dass seine vom endlos leeren Mahlen dünn gewordenen Wände zu platzen drohten.

Sahag war abgemagert, seine Waden waren kaum ein bisschen kräftiger als seine Arme. Seine Mutter teilte ein, was ihnen an Mehl und Zucker noch in den Säckchen übrig geblieben war, die sie am Bahnhof von Konya von ein paar Händlern gekauft hatten, die wussten, wohin es mit ihnen ging und deshalb noch einen Verzweiflungszuschlag berechneten, was den Preis verdreifacht hatte. Sie aßen abends, damit sie schlafen konnten, denn Hermine hatte beobachtet, dass man bei Nacht den Hunger viel schwerer erträgt, vielleicht weil der Körper dann in sich gekehrt ist. Anfangs hatte sie allen gleichviel davon abgegeben, später dann behielt sie weniger für die Erwachsenen und gab den Kindern mehr. Und in Meskene bekam die Alte überhaupt nichts mehr, die eines Abends ein großes Kreuz schlug, den Kopf zur Wand drehte und starb. So zusammengekauert, wie sie gestorben war, wurde sie am Morgen auf den Karren gehievt und anschließend auch ins Grab geworfen. Weil niemand sich mehr mit dem Waschen der Toten beschäftigte, niemand Totenwache hielt und ihnen im Sarg die Hände über der Brust faltete, hatte es auch keinen Sinn, ihnen warme Tücher um die Gelenke zu wickeln, um die Arme und

Beine ausstrecken zu können. Sie hatten auch nicht mehr, womit und selbst wenn sie sich die Mühe gemacht hätten, die steif gefrorenen und ausgetrockneten Gelenke wieder zu erweichen, wäre dies vergeblich gewesen, denn die Leiber wurden in den Massengräbern nicht einzeln niedergelegt, sondern aufs Geratewohl durcheinander geworfen. Vielleicht hätten wir sie noch bis gegen Mittag behalten sollen, sagte Hermine. Bis dahin sind die Gräber aufgefüllt, und sie wäre weiter oben zu liegen gekommen ... Rupen antwortete nicht mehr, er zuckte nur noch mit der Schulter, und die Frau wusste nicht, ob dies nun seine Art zu sprechen war oder ob er nur seinen zunehmend krummeren Rücken strecken wollte. Die Alte hatte den richtigen Zeitpunkt zum Sterben gewählt. Am nächsten Tag wurde ihre Lagerecke von Soldaten umstellt, die sie wieder zum Aufbruch drängten. Nachdem das Maultier tot war, hätte die Alte ohnehin nicht mehr mitkommen können, also hätte man sie zu den Karren mit den Sterbenden geschleppt, die zurück nach Lale fuhren, wo allein das Ungeziefer und die Geduld, mit der die nebeneinander liegenden Sterbenden ihr Ende erwarteten, im Überfluss vorhanden waren.

DIPSI. DER FÜNFTE KREIS. Für gewöhnlich lagen Meskene und Dipsi nur gute fünf Stunden Fußmarsch auseinander. Der Konvoi benötigte aber knapp über zwei Tage. Zum ersten Mal begegneten ihre Schritte sandigen, die Wüste ankündigenden Landstrichen.

Die Fuhrwerke, welche die Toten und Sterbenden eingesammelt hatten, begleiteten sie nun nicht mehr. Ab und zu warteten die Totengräber, die die Leichen einsammelten, bis sich ein Wind erhob, der die Haufen zerlumpter und geschwärzter Leiber mit Sand bedeckte. Die zwei Tage verliefen aber ruhig. Der Himmel hatte aufgeklart, der Wind sich gelegt. Die Leichen lagen am Wegrand, die meisten von ihnen waren von Tieren angefressen. Unter ihnen sterbende, erschöpfte, vor Hunger und Durst zusammengebrochene Frauen und Männer, Kinder, die nicht begriffen, was mit ihnen geschah, und an Steine oder vertrocknete Baumstämme gelehnt den Tod erwarteten. Die Bestrebung, aufrecht sitzen zu bleiben, war das letzte Aufbäumen gegen den Tod, denn sonst, am Wegrand liegend, hätte sie der Sand bedeckt und erstickt.

Das Lager, bestehend aus ein paar tausend Zelten, lag in einem Tal am rechten Ufer des Euphrat. Bei seiner Einrichtung an dieser Stelle – umringt von Hügeln – hatte man bedacht, dass sich die andauernden Todesmiasmen sowie die der Ruhr und des Typhus hier nicht so leicht ausbreiten konnten. Die Wegstrecke zwischen Meskene und Dipsi war kürzer als die zwischen Bab und Meskene, weshalb der Gouverneur von Aleppo an den Zwischenstationen keine Asyle für die Sterbenden mehr einrichten hatte lassen, die euphemistisch Hastahane, nämlich Spital, genannt wurden. Dafür wurde das gesamte Lager bei Dipsi Hastahane genannt, denn nach den zwei Tagesmärschen über sandige Wege und danach über schmale Gebirgspfade waren die ankommenden Konvois mehr als erschöpft. Und es hatte diesen Namen auch redlich verdient, schließlich starben in den paar Monaten, in denen das Lager als Konzentrationslager diente, darin mehr als dreißigtausend Menschen.

Das sogenannte Spital verfügte über keinerlei Medikamente, und es gab auch keinen Gesundheitsdienst, lediglich ein paar armenische Ärzte unter den Deportierten, die noch überlebt hatten und nicht mehr tun konnten, als die Krankheit zu benennen, falls diese nicht offensichtlich war, sowie die Tage bis zum Eintritt des Todes abzuschätzen. Das Lager bei Dipsi war eine der untersten Stufen bei dieser Initiation in den Tod, nicht so sehr aufgrund der großen Zahl derer, die hier ihr Ende fanden, als wegen der noch sehr viel größeren Zahl derer, die sich hier ansteckten und andernorts verblichen, auf dem Weg nach Deir-ez-Zor, dem Ort, an dem auch die siebte Hülle des Todes fiel.

Nun war es März geworden. Die Regenfälle hatten aufgehört. Hin und wieder, abends oder am frühen Morgen ballte sich noch eine Wolkenwand zusammen. Für die Deportierten kam der Frühling schier unmerklich, sie schauten nicht mehr herum, und wenn, dann aus Angst, wegen des Pferdegetrappels oder der Flinten und Rufe der Beduinen. Sie schauten vor allem zu Boden. Und so entdeckten sie den Frühling. In der Gegend um Abuhanar, Hamam, Sebka und Deir-ez-Zor, wo die Bäume immer seltener wurden, kam der Frühling unerwartet, wenn die Grasbüschel mit ihren feinen und langen Fäden zu sprießen begannen. Anfangs wussten sie nicht, wie sie dieses Gras essen sollten, an seinen messerscharfen Rändern schnitten sie sich die Mäuler blutig und erstickten beinahe an den faserigen Halmen. Dann aber

unterwiesen die Erfahreneren und Geduldigeren sie in der Fertigkeit des Gras-Essens. Man musste die Grashalme in der Hand zu einem Knäuel kneten, darüber ein bisschen Salz streuen, damit der Grasknödel sich anfeuchtete. Auch zerkaute man ihn nicht sogleich, man musste ihn mit so viel Speichel aufweichen, wie man in seinem ausgetrockneten Mund zusammenbekam, ihn dann ein paar Minuten im Mund behalten, so dass der ausgehungerte Mund ihn in eine Paste verwandeln konnte. Wenn kein Gras mehr zu finden war, riss Rupen die Wurzeln aus dem Boden und wusch sie im Wasser des Euphrat. Er zerschnitt sie in kleine Stückchen und weichte sie in Wasser ein, dann konnte man sie nach einigen Stunden essen. Es regnete nicht, aber der Himmel war auch nicht klar. Durch die Nähe zur Wüste stieg immerzu eine Art Dunst auf, den der vom Wind aufgewirbelte Staub in die Höhe spannte. Auch die Hunde und Wölfe waren seltener geworden, dafür tauchten die Hyänen auf. Die konnte man schwerer fangen, sie waren schneller und vertrauter mit der trockenen Wüstenlandschaft. Und tote Hyänen waren keine zu finden, denn wenn sie ihr Ende nahen spürten, verschwanden sie in der Einöde, aus der sie gekommen waren. Die Krähen blieben, aber man konnte sie nur schwer treffen, denn in dem perlmutternen Dunst konnte man sie kaum von der vogelleeren Luft unterscheiden; selbst weiße und schwarze Engel wären hier ununterscheidbar geworden.

Als das Gras aufgrund der Miasmen sowie der rings um das Lager weidenden Pferde der türkischen Soldaten immer weniger wurde, beschlossen Hermine und Rupen nach quälenden Erwägungen, Sahag zu den Kurieren zu schicken. Meine Großväter Garabet Vosganian und Setrak Melichian sangen, wenn sie einsam waren, keine Deportationslieder. Dies taten auch die anderen alten Leute meiner Kindheit nicht. Die Gedichte, die wir als Kinder bei unseren Begegnungen lasen, und die Lieder, denen wir lauschten, erinnerten vor allem an die Fedajins, die in den Bergen gekämpft hatten, und nicht an Massaker und Deportationen. Die Konvois waren schweigend die Stufen ihrer Initiation in den Tod hinabgestiegen. Vielleicht war ihr inneres Leid viel zu groß, als dass sie davon etwas hätten nach außen dringen lassen können. Vielleicht glaubten sie auch an kein Danach mehr. Doch obwohl nichts mehr nach draußen drang, schrieben die Deportierten noch für sich selbst. Die Manuskripte, die aus dem Raum jener sieben Todeskreise stammen,

wurden überall dort auf den Deportationswegen geschrieben, wo man ein Stückchen Holz finden konnte, einen Kilometerstein, einen Stamm mit weicher Rinde oder eine Mauer. Lange, bis Regen und Wind sie löschten, überdauerten armenische Wörter und Buchstaben in Steine oder Rinden geritzt. Die hier vorbeizogen, hinterließen Nachrichten für die ihnen Nachfolgenden. Und diese fügten ihre eigenen Worte hinzu, wenn noch Platz übrig war. In den Lagern zirkulierten Papierblätter, die sich die Menschen weiterreichten. Aus Angst vor Repressalien waren diese weder gezeichnet noch datiert. Es war auch nicht nötig. Die Wirklichkeit war – anders als der Schnee, der sich in Matsch, und der Schlamm, der sich in umhertreibenden Staub verwandelte – unveränderlich.

Die Nachrichten beschrieben die Zustände in jedem der Todeskreise. Die Kuriere überbrachten diese Nachrichten. Flinke Jungen wurden dafür ausgewählt, die sich unbemerkt durchschleichen konnten. Damit sie bei Kräften blieben und schnell ihre Wege schafften, bekamen sie Wegzehrung. Der eine oder andere kehrte nicht mehr zurück, einmal wurden sie in einen vorderen Konvoi gesteckt, womit ihr Weg bis zum Tod abgekürzt war, ein anderes Mal wurden sie unterwegs umgebracht. Deshalb waren die Kuriere immer Freiwillige und wurden unter den Waisenkindern ausgewählt, denn nur wenige Eltern konnten sich entscheiden, sich auf diese Weise von ihren Kindern zu trennen. Derjenige, der an diesem Ende der Konvois darüber befand, hieß Krikor Ankut. Und am anderen Ende der Konvois, in Deir-ez-Zor, entschied bis zu dem Augenblick, da er nach unvorstellbaren Qualen umgebracht wurde, Levon Şaşian darüber.

Krikor Ankut maß den Jungen von Kopf bis Fuß, er schlug ihm mit der flachen Hand auf die Brust und stieß ihn weg, aber Sahag hatte die Kraft, sich dagegenzustemmen und fiel nicht um. Da beschloss der Mann, dass der Bub richtig war. Der Weg bis nach Deir-ez-Zor hätte etwa sechs Tage zügigen Gehens gedauert, aber die Kuriere gingen vor allem nachts und versteckten sich tagsüber in den Ausbuchtungen der Flussufer, wodurch der Hin- und Rückweg beinahe zwei Wochen dauerte. Sahag erfuhr den Namen dessen, der ihm im Lager von Rakka die Wegzehrung weiter bis nach Deir-ez-Zor zu geben hatte. Rupen und Hermine standen beiseite und schauten zu, sie wussten nicht, ob das, worin sie eingewilligt hatten, zum Guten ihres Sohnes oder zu dessen Verderben ausschlagen sollte. Vor

dem Zelt stand jemand Wache, und ein anderer Mann brachte ein Gefäß mit Wasser. Dann wusch Hermine sorgfältig den Rücken des Jungen, und er legte sich, die Arme seitlich ausgestreckt, auf den Bauch. Krikor Ankut tauchte die Feder ins Tintenfass und schrieb bedächtig auf die Haut des Jungen, bedeckte den gesamten Rücken des Jungen bis hinab zum Steißbein mit großen, möglichst stilisierten und damit vereinfachten Buchstaben, damit er schneller fertig werde und den Jungen, der die Kratzer der Feder klaglos hinnahm, nicht unnötig verletzte. Dass seine Haut straff über die Knochen gespannt war, erleichterte den Vorgang. Nun blieb der Junge noch eine Weile reglos liegen, damit die Farbe trocknen konnte. Dann rührten sie etwas Erde in den Wasserkrug, so dass ein feiner Schlick entstand, den sie ihm über die Schultern strichen. Solcherart mit dem Schlamm eingerieben, war er nur ein bisschen schmutziger als vorher. Sie fragten ihn, ob er schwimmen könne, worauf der Junge antwortete, er sei am Ufer des Bosphorus aufgewachsen. Dann wies ihm Krikor mit dem Finger auf dem Boden den Weg nach Deir-ez-Zor. Du gehst nachts. Hältst dich nahe am Ufer des Euphrat, gehst nicht zu weit davon weg. Wenn du merkst, dass du nicht mehr entkommen kannst, springst du ins Wasser und bleibst so lange drin, bis die Farbe aufgeweicht und abgewaschen ist. Sie dürfen nicht wissen, was da steht. Ebenso wenn du zurückkommst. Vor allem dann.

Hermine nahm für den Jungen die Wegzehrung entgegen. Sie nahm je eine Handvoll Weizen- und Reiskörner für seine kleinere Schwester, dann umarmte sie ihn und er verschwand in der Nacht. Sie hatten sich nicht einmal verabschiedet. Bei so viel Tod ringsum, den sie als unausweichliche Tatsache hinnahmen, hatten sie sich schon lange voneinander verabschiedet. Sahag handelte, wie ihm geheißen worden war. Er teilte sich sein Essen ein, darbtete auch drei Tage, aber aus Angst, dort nicht mehr wegzukommen, unterbrach er seine Reise nicht in Rakka. Als er in Deir-ez-Zor ankam, suchte er Levon Şaşian auf. Dieser wischte ihm den Dreck von den Schultern und las Krikor Ankuts Botschaft, dann reinigten sie ihn wieder, beschrifteten seinen Rücken mit neuen Buchstaben und trugen ihm die Haut aus Dreck und Asche auf. Zurückgekehrt, erhielt er von Krikor Ankut erst einmal eine Schale Wasser und eine Handvoll Bulgur. Er ließ ihn von den Frauen reinigen, und als er las, bat er darum, allein gelassen zu werden. Mit seinen eigenen Händen wischte er die Schrift vom Rücken des Jungen und sagte: Sag niemandem, was du



in Deir-ez-Zor gesehen hast. Die meisten werden dir nicht glauben, und damit wird es dir nichts nützen. Und denen, die dir glauben, wird es erst recht nichts nützen. Geh zurück zu deinen Eltern. Als sie ihn sah, umarmte Hermine ihn unter Tränen, sie weinte nicht vor Freude, ihn wieder an ihrer Seite zu wissen, sondern aus Mitleid. Mitte April wurde das Lager bei Dipsi aufgelöst, und die letzten Konvois zogen den Euphrat entlang weiter. Das Lager war von Soldaten und berittenen Gendarmen umstellt worden, die zwischen die Zelte stürmten, mit Stöcken und Peitschen um sich schlugen, die Zelte durchstöberten und die Leute zum Rand hin scheuchten, wo sich die Konvois formierten. Als alle, die sich auf den Beinen halten und im Rhythmus der Pferde aus dem Zeltlager hatten laufen können und damit die Sterbenden verlassen hatten, beisammen standen, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Nach etwa einer Stunde Wegs auf die Hügel zu, sahen sie dichten Rauch aufsteigen. Die Zelte waren mit Benzin übergossen und angezündet worden. Aus der Farbe des Rauches und den Formen der Rauchschwaden schlossen sie, dass mit den Zelttüchern auch menschliche Körper brannten, trockene und feuchte, sterbende, alles durcheinander.

RAKKA. DER SECHSTE KREIS. Der Weg dauerte länger als eine Woche. Tagsüber war es glühend heiß, aber die Nächte blieben bitter kalt. Die Leute gingen immer langsamer, schwankten. Diesen schlafwandlerischen Kolonnen, gleichgültig gegenüber ihren berittenen Antreibern und deren Peitschen, drohte wenigstens kein Überfall mehr durch irgendwelche bewaffneten Banden, sie konnten nicht mehr ausgeplündert werden. Nur wenn sie rasteten, näherten sich Araber und kauften mit Weizensäckchen Mädchen. Der Konvoi hielt sich am rechten Euphratufer und gelangte schließlich nach Sebka. Am gegenüberliegenden Ufer lag Rakka, die ihnen verbotene, von hier aus rätselhaft anmutende Stadt. Das Wasser des Euphrat konnte den Durst der Deportierten stillen. Aber die Chancen, etwas Essbares aufzutreiben, waren äußerst gering. Ab und zu verteilten die Gendarmen von den durchgaloppierenden Pferden herab Behälter mit Lebensmitteln, die von den ausländischen Konsulaten oder aus christlichen Gegenden geschickt worden waren. Aufs Geratewohl dahingeworfen, wurde der größte Teil davon sinnlos verstreut. Die Leute zerrten an den Mehl- oder Zuckersäcken, und die Pulvermasse rieselte ihnen

über die reißenden Fingernägel. Andere Hilfsgüter, etwa Kichererbsen oder Reiskörner, konnten nicht mehr gegessen werden, weil ihnen die Zähne fehlten. Die Leute verschlangen sie unzerkaut, aber ihr Magen konnte sie nicht mehr verdauen, er hatte mittlerweile diese Fähigkeit verloren oder aufgrund der Ruhr keine Zeit mehr dazu. Rupen ging nicht mehr auf die Jagd, Hunde gab es nur noch selten, und die Wölfe strichen im Rudel durch die Gegend. Und nicht selten hatten sie sich auf die im Müll Herumstochernden gestürzt und sie zerfleischt. Er ging mit den anderen die Toten einsammeln und beteiligte sich beim Ausheben der Massengräber, was nun leichter war, denn hier musste man nicht mit der Spitzhacke den festen oder klebrigen Boden aufhacken, es genügte, wenn man den Sand mit der Schaufel wegschipppte, als hätte man eine Düne von einer Seite auf die andere verlegt. Etwas erschwert wurde diese Unternehmung dadurch, dass die Gräber sehr viel tiefer sein mussten, sonst hätte der Wind die Grabhügel weggeweht, und die Toten wären unbedeckt liegen geblieben.

An den Massengräbern betete niemand. Darin wurden vor allem die neuen Toten beigesetzt. Von den in abgelegene Gegenden geleiteten Konvois, wo sie leicht zu umstellen und niederzumetzeln waren, von den Konzentrationslagern bis hin zum Tod durch Erschießung, Verhungern, dem Ertränken in eiskaltem Wasser oder dem Verbrennen der lebendigen Moribunden – alle zur Ermordung der Armenier auf den Wegen Anatoliens von Konstantinopel bis nach Deir-ez-Zor und Mossul benutzten Methoden wurden später von den Nazis gegen die Juden angewandt. Allein, dass in den nationalsozialistischen Lagern die Gefangenen Nummern trugen, und diese makabre Zählung die Verbrechen am jüdischen Volk noch grausamer erscheinen ließ. Es sind nicht mehr Tote, die diese Vernichtungsaktion am armenischen Volk zurück gelassen hat, wenn man überhaupt Verbrechen solchen Ausmaßes durch Zahlen vergleichen kann, aber es sind ungezähltere. Die Namen, die wir kennen, sind die der Henker: Gouverneure, Lagerkommandanten, Paschas, Beys, Aghas und sonstige kleine Würdenträger. Die Opfer haben selten einen Namen. Niemals war der Tod, der von Kreis zu Kreis immer weitere Hüllen abwarf, näher an seinem eigenen Kern, niemals war der Tod namenloser. Noch hat man keine Tradition entwickelt hinsichtlich der Anlage von Massengräbern. Auf welche Weise müssen die Gräber ausgehoben, wie sollen die Leichen hineingelegt werden, etwa die Männer

unten, in die Mitte die Frauen und obenauf die Kinder, wie müssen die Leichen gewaschen, wie sie gekleidet werden, was für ein Gebet hat der Priester zu sprechen, und von welcher Art himmlischer Ruhe redet er, was für ein Kreuz wird gesetzt, wie viele Querbalken müsste dieses Kreuz haben, und was stünde eigentlich darauf. Nichts dergleichen. Jedes Massengrab hat sein eigenes Gesetz, und die einzige gemeinsame Eigenschaft ist die Eile, mit der Massengräber angelegt werden. Was jeden Gedanken an beständige Gewohnheiten zunichte macht, denn es gibt keine Tradition der Eile. Gräber bekommen einen Namen und werden geschmückt, damit die darin Beerdigten nicht gänzlich vergessen werden. Massengräber werden gemacht, damit die dort Hineingeworfenen so schnell wie möglich vergessen werden. Die Massengräber sind der schuldbeladene Teil der Geschichte.

Aus diesem Kern des namenlosen Todes habe ich sieben Kreise gezeichnet, deren Mittelpunkt Deir-ez-Zor ist. In dem von ihnen bezeichneten Raum, dessen weiteste und äußerste Linie durch Mamura, Diarbekir und Mossul führt, sind damals über eine Million Menschen gestorben, etwa zwei Drittel aller Toten des Genozids an den Armeniern. Wir wissen, dass sie dort waren, und dass von denen, die in die Todeskreise eingetreten waren und nicht islamisiert, als Sklaven verkauft oder für Harems weggegeben wurden, so gut wie niemand entkommen ist. Jeder konnte überall zu Tode kommen. Es gibt auf der ganzen Welt keine Armenierfamilie, aus der niemand, wie in einem Wirbel, in den Todeskreisen verschwunden ist. Mithin kannst du am Rande jedes Massengrabes beten und denken, es befindet sich jemand aus deiner eigenen Familie darin.

Rupen wusste, dass er etwas Gutes tat. Der Tod war für die Lebenden eine Zuflucht aus ihrer entwürdigenden Lage, und die Massengräber waren für die Toten eine Zuflucht aus ihrer peinlichen Lage. Aber es gab noch einen weiteren Grund, weshalb Krikor Ankut und ein paar kräftigere Männer beschlossen hatten, sich beim Abholen der Toten aus den Zelten und beim Ausheben der Massengräber zu beeilen. Vor ein paar Tagen hatten sie aus einem Zelt, in dem eine größere Familie wohnte, einen Toten ohne Gesicht herausgeholt. Lange betrachteten sie die Leiche mit dem wie von Ratten weggefressenen Gesicht. Aber im Lager gab es keine Schlupflöcher, also gab es auch keine Ratten. Sie begriffen es alle, aber sie sagten

kein Wort, auch legten sie kein Schweigegelübde ab, denn sie spürten, dass niemand über so etwas Schreckliches erzählen würde. Als sich solche Anzeichen häuften, beschlossen die Männer, morgens und abends in den Zelten nachzusehen, damit keine Leiche zu lange dort bleibe.

Von Aleppo wurden neue Garnisonen nach Rakka und Sebka geschickt. Die Soldaten und Gendarmen hielten sich in einiger Entfernung vom Lager. Es bereitete keine Mühe, das Lager zu verteidigen. Seine nördliche Begrenzung bildete das Flussufer, und der Euphrat war selbst für einen kräftigen Mann nur schwer zu bezwingen. Links und rechts erstreckten sich die flachen Felder, auf deren Weiten man sich nicht verstecken konnte, und im Süden die Wüste. Und tatsächlich, außer den kleinen Kurieren gelang es nur wenigen zu entkommen; indem sie sich in die vereinzelt Gruppen der Jahrmarktsfrauen auf dem Weg nach Rakka einschlichen und von dort aus den umgekehrten Weg der Konvois nahmen, nach Bab und Mamura oder nach Norden hin, auf Urfa zu.

Die Soldaten bewachten aber nicht nur die Menschen. Sie bewachten auch die wilden Tiere und selbst die Vögel. Die Bewohner von Rakka und die Beduinenstämme fürchteten die Seuchen, die in den Deportiertenkonvois wüteten. Deshalb hatte der Gouverneur von Aleppo es den Totengräbern außerhalb der Konvois verboten, sich dem Lager zu nähern, und die ins Lager geschickten Fuhrwerke wurden den Deportierten überlassen. Und wenn die Deportierten die Pferde nicht getötet hatten, um sie aufzuessen, wurden sie erschossen, damit sie nicht eine der Krankheiten übertrugen. Nachdem sie widerstandslos hatten wüten können, waren sie bösartiger geworden, so dass es kein Heilmittel für sie gab.

Wie sie so dastanden und zu den Zelten schauten, sich die Stiefel polierten, die Pferde striegelten oder die Waffen putzten, sahen die Soldaten in ihren neuen Uniformen aus, als wollten sie zur Parade aufbrechen. Die Gesichter der Deportierten sahen sie nicht, die waren zu weit weg, und wenn sie näher kamen, um ihnen Hilfsgüter zuzuwerfen, rasten sie mit ihren Pferden dahin, mag sein, dass dies ohnehin keinerlei Bedeutung hatte. Außerdem beruhte dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit. Für die Deportierten hatten alle Soldaten das gleiche Gesicht, und für die Soldaten waren die Häftlinge vollends gesichtslos, ja entbehrten

sogar aller menschlichen Eigenschaften, da man ihnen befohlen hatte, mitleidlos auf alles zu schießen, was den Versuch unternahm, den sechsten Kreis zu verlassen: Mensch, Tier oder Vogel.

Während die Deportierten nach monatelanger Plage und ständigem Hungern sich immer ausgemergelter fühlten, waren die Soldaten immer ausgeruhter, denn die Deportierten waren zunehmend einfacher zu bewachen, auch musste immer öfter gerastet werden. Und die Unverträglichkeit zwischen beiden Gruppen wurde noch dadurch verstärkt, dass die Deportierten immer weniger anhatten und zerlumpter aussahen, während die Uniformen der Soldaten stets wie neu funkelten und ihre Pferde aufgeputzt waren.

Den Männern war es gelungen, ihre Arbeit so zu organisieren, dass die Toten so schnell wie möglich abgeholt wurden. Kam ein neuer Konvoi aus Abuhahar und Hamam, so erweiterten sie umgehend ihren Tätigkeitsbereich und holten auch dort die Leichen ab. Sie arbeiteten jetzt im Rhythmus des Sterbens. Dies hatte jedoch schlimme Folgen, denn der Tod, der sich solcherart bestätigt sah, beschleunigte seinen Rhythmus. Andererseits gab es auch den Soldaten zu denken, die begriffen, dass sich die Menschen im Lager von Sebka anderen Ordnungen unterwarfen als der des Todes, und wer den Mut hat, sich der Ordnung des Todes zu widersetzen, kann sich allem und jedem auf dieser Welt widersetzen. Also beschleunigten sie den Abgang der Konvois nach Deirez- Zor, um die Ordnung durcheinander zu bringen. Das Lager in Sebka konnte jedoch die Mannschaften zum Einsammeln der Toten ergänzen; sie füllten sich vor allem aus Angst auf, nicht aus Todesangst, sondern aus Angst vor sich selbst.

Diese Fähigkeit zu Selbstorganisation, so ungewöhnlich sie in einem Lager mit zerlumpten und todgeweihten Menschen auch erscheinen mochte, konnte in Sebka, wo es nur ein paar tausend Zelte gab, noch hingenommen werden, in Deir-ez-Zor aber, dem Mittelpunkt des siebten Kreises, wo die Deportierten nach Zehntausenden gezählt wurden, hätte sie gefährlich werden können.

Deshalb ließ der Kommandant eines Morgens verlauten, dass sich alle Männer zwischen fünfzehn und sechzig Jahren am Rande des Lagers zu versammeln hätten. Sie würden zur Arbeit geschickt werden, zu Terrassierungsarbeiten. Und sie würden selbstverständlich Essen und Trinkwasser erhalten. Sie traten aus den Zelten, einige

mit der Vorstellung, sie würden verschont werden, wenn man ihrer bedarf und sie zur Arbeit heranzieht. Andere traten zögerlich heraus und erst als die Vorsteher sie ermahnt hatten, man würde Reiter schicken und sie aus den Zelten scheuchen. Wieder andere, wie Rupen, reihten sich gleichgültig ein. Seit er Engelsjäger geworden war und ihn die Farbe des Gefieders gleichgültig ließ, es nur noch um das faserige Fleisch darunter ging, herrschte eine große Leere in ihm, er lebte nur noch, um seine Kinder zu beschützen. Deshalb auch hielt er Sahag zurück, als dieser im Glauben, er könnte mit seinen vierzehn Jahren in die Reihe der Männer aufgenommen werden, hinter ihm aus dem Zelt schlüpfte und verpasste ihm zwei Ohrfeigen rechts und links, die den Jungen verblüfften, aber seinen Drang besänftigten.

Manch einer hatte sich vorgenommen, sich zu verbergen. Etwa der Mann der Frau aus dem Nachbarzelt, mit denen sie sich angefreundet hatten. Zusammen ergaben sie ein Ganzes, und deshalb konnte ein jeder der beiden, der Mann und die Frau, die Gestalt des anderen annehmen. Beim Zusammenstellen der Konvois erregte Năluță, schmale Hüften und entsprechende Brüste, in Männerkleidern niemals die Aufmerksamkeit der Soldaten und konnte sich stets vor denen verbergen, die nach Frauen suchten. Und der Mann, schlank und mit bartlosem Kinn, die Haare in der Wildnis gewachsen, zog Frauenkleider an und erwartete atemlos die Inspektion der Zelte. Aber die gab es nicht. Als die Männer aufgereiht und gezählt waren, beschloss man, dass fünfhundert eine zufriedenstellende Zahl sei und gab den Befehl zum Aufbruch.

Ohnehin wurde der Männeranteil in den Konvois vermindert. Während sie nach Deir-ez-Zor zogen, waren die Männer das bevorzugte Ziel kriegerischer Angriffe. Mitunter wurden die Konvois von Anfang an zur Fehlervermeidung in Männer und Frauen aufgeteilt; die Männer wurden unterwegs aus Hinterhalten heraus von Kriegerbanden angegriffen oder gleich von den Soldaten erschossen, die sie eigentlich hätten beschützen müssen. Somit bestand der größte Teil der Konvois aus Frauen, Kindern und Alten. Letztere starben fast alle, weil sie mit den anderen bis nach Sebka nicht Schritt halten konnten. Manche der Konvois, vor allem die aus dem Westen, hatten bis hierher tausend Kilometer zurückgelegt.

Die zwei nicht im Zorn, sondern aus Verzweiflung verabreichten Ohrfeigen waren die letzte Erinnerung Sahags an seinen Vater Rupen Şeitanian. Die Männer wurden nach Süden geführt, auf die syrische Wüste zu, und erschossen. Und der Tod kehrte zurück, alles überwindend legte er sich wie ein Tümpel aus grüner Seide über das Lager.

Als der Konvoi mit Hermine und ihren beiden Kindern sowie den zwei Verliebten aufbrach, ging der Frühling zu Ende. Die Wasser des Euphrat hatten sich etwas beruhigt und geklärt. Weil es in den Wilajeten an den beiden Quellgebieten des Euphrat mittlerweile keine Armenier mehr gab, waren auch die Leichen im Fluss seltener geworden, und den von den Fischen Gefressenen, in den Flusswirbeln Verschwundenen oder im Wurzelwerk der Ufer Verfangenen folgten keine nach. Wie jedes andere Grab auch, hatte sich der Euphrat geschlossen und neuem Leben Raum geboten.

Wäre der Weg von Meskene nach Deir-ez-Zor einer anderen Strecke gefolgt, so wären die Deportierten längst verdurstet, zumal nun die große Hitze begonnen hatte. So aber bot der Fluss, der so lange sein totes mit lebendigem Wasser vermenget hatte, jetzt seine sanft dain plätschernden, sauberen Wellen an. Und so blieb es bis nach Deir-ez-Zor, wo der Euphrat die Konvois ihrem Schicksal überließ und abbog, um sich mit dem Tigris zu vereinen.

DEIR-EZ-ZOR. DER LETZTE KREIS. Der Konvoi bestand hauptsächlich aus irgendwelchen Schemen. Sie wirkten leicht, als wehte sie eben der Wind herbei, ein Vogelschwarm, der sich soeben herabsenkt, und nicht eine Menschenkette. Die fremden Reisenden, denen es gelungen war, sich den Konvois anzunähern oder ihnen nachzufolgen, haben auf ihren Fotos die erschöpft am Wegrand den Tod Erwartenden abgebildet; auf der Wegstrecke nach Deir-ez-Zor zeigen diese Fotos vor allem Kinder. Der Weg in den siebenten Kreis war eine Art Kinderkreuzzug, den das Schicksal aller unbewaffneten Kreuzzüge erwartete. Die Kinder auf jenen Fotografien sind nur noch Skelette, ihr Körper ist geschrumpft, der Bauch eingefallen, die Rippen schießen wie Stahlbogen über der Bauchhöhle hervor, Arme und Beine sind stockdünn, die Köpfe unverhältnismäßig groß, ebenso die

Augenhöhlen, aus denen die Augäpfel hervorquellen oder in der Tiefe des Schädels versinken. Die Kinder schauen ausdruckslos oder verwirrt und wie von einer anderen Zone her, sie strecken keine Hände mehr aus, verlangen nichts. In ihren Augen ist kein Hass, sie haben noch nicht lange genug gelebt, als dass sie verstehen und verurteilen könnten. Auch ist da kein Verlangen mehr, denn sie haben vergessen, was Hunger ist, keine Traurigkeit, denn sie haben die Freuden der Kindheit nicht erlebt, kein Vergessen, denn sie haben keine Erinnerungen. In ihren Augen sitzt das Nichts, die halboffene Fensterluke hinüber in ein anderes Gefilde.

Der Zusammenbruch einer Frau war auch das Todesurteil für ihr Kind. Meistens blieb es bei der Mutter sitzen, und sie erwarteten beide ihr Ende. In Angst und Schrecken bemerkte Hermine die roten Flecken im Gesicht des Mädchens. Aufgrund der Hitze wurden die Flecken rasch größer. Das Kind um die Schultern an sich drückend, schritt Hermine mit Tränen in den Augen voran. Sahag wollte ihr beistehen, aber seine Mutter ließ ihn nicht in ihre Nähe, wollte ihn vor der Krankheit bewahren. Auch berührte sie ihn nicht mehr, nur wenn er schlief betrachtete sie ihn genau, suchte mit angehaltenem Atem nach Krankheitssymptomen. Manchmal meinte sie bestürzt, solche entdeckt zu haben. Dann aber atmete sie wiederum erleichtert auf, es waren bloß Staubflecken, die vom Schweiß angefeuchtet die Farbe getrockneten Blutes angenommen hatten. Sie umarmte ihn nicht im Schlaf, streichelte nur ihr Mädchen, auch kümmerte es sie nicht, dass sie selbst erkranken könnte, im Gegenteil, der Gedanke daran, das Kind in jener anderen Welt alleine lassen zu müssen, entsetzte Hermine. Da sie nicht wusste, wie sie ihre Tochter heilen könnte, betete sie darum, zusammen sterben zu dürfen.

Die Strecke von Sebka nach Deir-ez-Zor war die längste und furchterregendste von allen. Beinahe hundert Kilometer Fußmarsch. Weil die Hitze auch den berittenen Soldaten zu schaffen machte, die neben den Konvois in ihren Sätteln dösten, während sich die Deportierten mit im glühend heißen Sand verbrannten Füßen noch eben so dahinschleppten, wurde beschlossen, nachts weiterzugehen, tagsüber rasteten sie am Flussufer, wo ab und zu eine kühle Brise heranwehte. Die wenigen verbliebenen Männer improvisierten Zelte zum Schutz vor der vernichtenden Hitze. Den einen oder anderen packte der Irrsinn im Schlaf: Sie zitterten, schlugen um sich und mussten mit kräftigen Hieben geweckt werden, damit sie nicht im Schlaf



ersticken. Andere wurden im Wachzustand irre, brachen plötzlich aufs Geratewohl auf, aber ihr Weg endete recht bald, denn sie hatten die Fähigkeit verloren, auf der Hut zu sein, und wurden von Kugeln niedergestreckt.

Es waren Konvois ohne Schatten. Tagsüber auf dem Boden liegend, warfen sie selbst keinen Schatten, und dort, wo sich ein Fleckchen Schatten zeigte, hüllten sie sich darin ein wie in ein Leintuch. Die Schatten klebten wie Schweiß an ihren Leibern. Nachts, wenn sie zögerlich dahingingen, über Steine stolperten oder in Mulden am Wegrand fielen, wurden sie zu ihren eigenen Schatten. Die Konvois waren derart geschwächt, dass sie nicht einmal die Kraft mehr hatten, Schatten zu werfen und diese dann wie ein Fischnetz hinter sich her zu ziehen. Die schattenlosen Konvois benötigten beinahe zwei Wochen, um von Sebka nach Deir-ez-Zor zu gelangen.

Das Lager befand sich auf dem rechten Euphratufer. Diesmal zählten die Zelte nach Zehntausenden. Deir-ez-Zor war der letzte und am weitesten östlich gelegene Ort, an dem man noch solch ein Lager unterhielt. Von Deir-ez-Zor aus gab es keinen Rückweg mehr in diese Welt.

Deshalb bekamen die Deportierten nichts mehr zu Essen. Da die Vegetation spärlich war und sich die Zahl der Männer, die von den Leichen angelocktes Wüstengetier hätten erlegen können, verringert hatte, wurde der Hunger unerträglich. Die Menschen waren so geschwächt, dass sich die Krankheiten sehr viel langsamer ausbreiteten, denn der Organismus hatte keine Kraft mehr, eine Krankheit anzunehmen. Die Typhuskranken bekamen kein Fieber mehr, denn sie konnten keine Antikörper mehr ausbilden. Angesichts des Hungers hatten sich die anderen Krankheiten zurückgezogen und es ihm allein überlassen, in die Bäuche zu beißen, die Haut von den Knochen zu ziehen und die Leiber von innen her auszutrocknen.

Auch gab es immer weniger Zwischenfälle. Nachdem die Lagerleitung die Gruppe um Levon Şaşian enttarnt hatte, die nicht bloß die lebenden Nachrichtendienste zwischen den Lagerorten mit der Schrift auf der Haut der Waisenknaben organisiert hatte, sondern auch ein bescheidenes Versorgungssystem mit Medikamenten und Lebensmitteln sowie das gleiche System zur Beerdigung der Leichen im Rhythmus des Sterbens wie in Sebka, nachdem all dies entdeckt worden war, hatte man Levon

Şaşian aus dem Lager geholt, und der Lagerleiter persönlich, Zeki Pascha, hat ihn bestialisch ermordet. Jede Form der inneren Organisation des Lagers wurde unterdrückt, und auf diese Weise war nach Meinung der Soldaten jede Gefahr einer Revolte verschwunden. Das Lager versank in Lethargie. Die Angst der Soldaten vor einer Revolte mag als unbegründet erscheinen, zumal sie bestens ausgestattet waren, ausgeruht bis zur Langeweile und bis an die Zähne bewaffnet, während die Deportierten nur noch Skelette waren, zerlumpt und zögerlich dem Todestaumel hingegeben. Die Soldaten aber hatten sich tatsächlich gefürchtet, ebenso die Behörden in Aleppo und Deir-ez-Zor. Die Soldaten hatten gegen andere Soldaten zu kämpfen gelernt, und ihre Waffen waren angefertigt worden, damit sie bedrohlich auf Feinde wirkten, die sich vor dem Tod fürchteten. Noch waren keine Waffen erfunden worden, die geeignet gewesen wären, jene zu beeindrucken, die sich vor nichts mehr fürchteten. Ausgemergelt und von Hunger zerfressen, war den Deportierten nicht bewusst, dass eben die Hinnahme des Todes eine Macht bedeutete, die zurecht gefürchtet wurde. Obwohl diese Kraft der Furchtlosigkeit vor dem Tod in jedem neuen Kreis zunahm, war der Weg durch die sieben Kreise des Todes von keiner Revolte begleitet. Der Weg der Konvois bedeutete vielmehr Todeserwartung. Der durch das Lager irrende Tod war einer von ihnen geworden, er war eines der Opfer in den Kreisen von Deir-ez-Zor.

Und nach draußen drang er nur als ein stummes Gemurmel. Ein deutscher Reisender, dem es gelungen war, die Deportierten in Deir-ez-Zor zu sehen, war zutiefst verstört, nicht etwa von den offensichtlichen Dingen, die seine Fotos in aller Schrecklichkeit aufzeigen, sondern von einem Detail – an diesem grausamen Ort hatte er keine weinenden Menschen gesehen. Besser gesagt, er hat das nicht gesehen, was man für gewöhnlich unter einem weinenden Menschen versteht, das heißt, er hat keine Tränen gesehen.

Auch ist es nicht wahr, dass die Leute nicht weinten. Aber sie weinten anders. Wer noch die Kraft hatte, aufrecht zu sitzen, wiegte sich in den Hüften, die anderen weinten mit weit geöffneten Augen gegen den Himmel. Aber das Weinen war eine Art ununterbrochenes Stöhnen mit tiefer Stimme, das aus Tausenden von Brustkörben quoll und sich wie ein Generalbass anhörte. Das Weinen war kein Tränenfaden über der Wange, sondern ein Ton. Weil dieser Generalbass endlos

dahinfloss und sich auf die Umgebung eingestimmt hatte, wirkte er wie das Rauschen des Windes zwischen den Dünen oder das Dahinfließen des Euphrat und hörte keinen Augenblick lang auf, bis die letzten Konvois aus Deir-ez-Zor auf die Plateaus geführt worden waren, auf denen die Deportierten umgebracht wurden. Dieses trockene Weinen ersetzte die Gebete ebenso wie Verwünschungen, Schweigen und Bekenntnisse, und manch einem ersetzte es auch den Schlaf. Viele schliefen auf diese Weise weinend ein, andere starben mit diesem Weinen, und das Weinen vibrierte in der erstarrten Brust weiter, wie in einer Orgelpfeife. Ich hörte dieses Weinen, wenn Großvater Setrak sich im Garten im Schaukelstuhl wiegte und murmelte und wenn Großvater Garabet sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte und mit dem Geigenspiel aufhörte.

Anfangs irritierte das gestöhnte Weinen die Soldaten, vor allem weil es, von Wind und Wasser aufgegriffen, von überall zu kommen schien. Dann gewöhnten sie sich daran, und der Generalbass erwies sich als verlässlicher denn jeder Wachposten. So lange er gleichmäßig dahinfloss, konnte sich nichts Außerordentliches zutragen. Er wäre abgebrochen, hätten die Leute eine andere Beschäftigung gefunden, als zu sterben oder ihre Toten zu beweinen. Er würde verstummen, sagten sich die Soldaten, lehnten sich die Deportierten auf oder stürben alle. Mit Ausnahme der irre Gewordenen, die zumeist mit einer Kugel in der Brust auf den umliegenden Feldern endeten, rebellierten die Deportierten nicht. Auch starben sie nicht so schnell; anscheinend hatte der Tod, da er nun schon so lange unter ihnen lebte, sie zu lieben begonnen. Obwohl die Lager nach einigen Monaten aufgelöst wurden und die Deportierten in der Zeit alle umgebracht worden waren, ist der Generalbass in Deir-ez-Zor nicht verstummt.

Dann aber, die Ohren gespitzt auf diesen Ton, der sich sein Bett schuf, breiter als das Bett des Euphrat, machten sich die türkischen Soldaten keine allzu großen Sorgen wegen der Bewachung des Lagers von Deirez-Zor. Auf der Süd- und Ostseite war keine Bewachung nötig, denn dort begann die Wüste. Wer auch immer versucht hätte, dorthin zu entkommen, hätte nicht die geringste Überlebenschance gehabt. Dann der Euphrat, der das Lager begrenzte und ebenfalls keine Hoffnung bot.

Deir-ez-Zor war eine Zeit lang der Zielort aller Konvois, ohne dass die Behörden beschlossen hatten, was weiterhin zu tun sei. Wahrscheinlich hatten sie erwartet, dass die Konvois auf jenen Wegen allmählich verschwänden und Deir-ez-Zor nur noch eine Art Lazarett sein müsste, in dem die dort Angelangten möglichst bald ihren Geist aufgaben, eine Art Hastahane, wie es sie in Tefridje und Lale gab. All den Gelegenheiten zum Trotz, die ihnen überreich angeboten worden waren, hatten sich etliche Hunderttausend Deportierte darauf versteift, weiterzuleben. Mithin schlicht und einfach zu sterben vergessen. Das Lager war längst überfüllt und schwer zu beherrschen, nicht so sehr wegen der Menschen als aufgrund dessen, was sich über diese her machte, also wegen der Krankheiten und Miasmen. Weil die Autoritäten in der Hauptstadt des Imperiums eine rasche und endgültige Erledigung der Armenierangelegenheit wünschten, wurde Deir-ez-Zor vom Zielort zur Durchgangsstation. Aber nun handelte es sich nicht mehr um den Übergang in ein anderes Lager, sondern um den Übergang zwischen zwei Welten.

Unter allen Leiden erwies sich der Hunger als das schlimmste, ärger als die Krankheiten oder die Schmerzen. In Ermangelung jedweder Nahrungsquelle und damit abhängig von zufälligen Nahrungsfunden, Gräsern, wildwachsenden Früchten oder wildem Honig bis hin zu toten Tieren, geriet das Lager von Deir-ez-Zor in einen halluzinatorischen Zustand. Die bis auf das Skelett abgemagerten Gestalten schwankten zum Euphrat Wasser trinken und setzten sich anschließend in die pralle Sonne, dabei wiegten sie sich und stöhnten, ernährten sich scheinbar vom Licht, wie die Pflanzen. Manch einer, der vor Hunger jeden Sinn und jedes Gefühl verloren hatte, steckte alles in den Mund, was gerade zur Hand war, sie zernagten Baumrinden, von salzigem Schweiß getränkte Lumpen oder Fäkalien, die wegen des Hungers klein und hart waren wie Ziegenköttel. Nachdem Levon Şaşian und die anderen, die an den Massengräbern gearbeitet und versucht hatten, die Toten zu bergen, ermordet worden waren, blieben die Leichen wieder länger in den Zelten liegen. Und wieder tauchten Tote ohne Gesicht auf, solche, denen ein Arm oder ein Bein fehlte. Die Männer, die nun alle paar Tage durch die Zelte zogen und die verstümmelten oder in Fäulnis begriffenen Leichen abholten, konnte nichts mehr erschüttern. Der eine oder andere von ihnen verrichtete diese Arbeit auch gezielt;

aus Krähen- und Hyänenjägern waren Totenjäger geworden. Deshalb schauten die Zeltbewohner sie aufmerksam an und vertrauten nicht jedem ihren Toten an.

Auch erwies sich ihre Aufgabe nicht gerade als einfach. Denn es war schwieriger geworden, die Toten von den Lebenden zu unterscheiden. Die Lebenden lagen stundenlang reglos da und schliefen mitunter mit offenen Augen, so dass sie in der glühenden Sonne, die ihnen die Augäpfel verbrannte, erblindeten. Und die Toten zuckten manchmal aufgrund des gewaltigen Temperaturunterschieds zwischen Tag und Nacht, ihre Gelenke weichten in der Hitze auf oder zogen sich im Nachtfrost zusammen. So dass sie sie aufs Geratewohl wegschafften; und manch einer, wenn er zu den anderen auf den Haufen geworfen wurde, erwachte und kehrte vom Rand der Grube zurück.

Als das Zeichen gegeben wurde, begannen sich die Konvois wieder zu formieren. Ein Teil wurde nach Osten geleitet, auf Marat und Suvar zu. Die anderen zogen gegen Westen und schlugen den Weg nach Damaskus ein. In beiden Richtungen wartete die gleiche Lösung. Wenn sie ein Plateau erreicht hatten, das die Vorhut für passend hielt, entfernten sich die Soldaten, umzingelten den Konvoi und schossen mit ihren Gewehren von allen Seiten. Wenn niemand mehr auf den Beinen war, pflanzten sie die Bajonette auf, zogen ihre Krummschwerter und gingen zwischen den Leibern hindurch, dabei metzelten sie alle nieder, die nicht von den Kugeln getroffen worden waren. Die Konvois bestanden aus dreihundert bis fünfhundert Personen. Ihr Schicksal war stets das gleiche, manchmal aber überließen die Soldaten die Arbeit den Beduinen und begnügten sich am Ende mit der Inspektion, um sich zu vergewissern, dass die Sache ordentlich erledigt worden war.

Hermine, die Tochter in den Armen, erwartete den Tod. Das Mädchen wurde nun immer häufiger von Schüttelfrost gepeinigt, und Hermine legte sich nachts über das Kind, um es zu wärmen. Sahag war es gelungen, eine Handvoll grüner Dattelpflaumen zu beschaffen, einmal sogar einen Granatapfel, der vom Sattel eines Soldaten herabgefallen war. Sie aßen die süßsauren Kerne einzeln, behielten sie lange unter der Zunge. Die Liebenden im Nachbarzelt hungerten schrecklich, ohne sich irgendetwas zu Essen suchen zu können, denn um nichts in der Welt erlaubte die Frau ihrem Mann, das Zelt zu verlassen, sie fürchtete, die Soldaten könnten ihn sehen und erschießen. Sie schienen sich voneinander zu ernähren, und solcherart

aneinander gekettet, hatten sie widerstanden. Bis eines Abends, als sie mit dem Einbruch der Kälte sich aus den Armen des jeweils Anderen lösten und sich erhoben. Sie legten ihre Kleider ab, und die Frau reichte sie Hermine. Zieh sie dem Kind an, es zittert vor Kälte. Sie waren völlig nackt. Hermine betrachtete sie mit sprachloser Verwunderung, nicht ihre Nacktheit, die, wie alles andere, was einem Körper im Lager geschehen konnte, nicht ungewöhnlich war. Aber sie waren unsagbar schön. Sie hatten ein seltsames Leuchten in den Augen, ihre Haare waren glattgestrichen und glänzten um ihre Stirnen, ihre Leiber waren von einem herzerreißenden Weiß, ihre Hüften bogen sich und die Brüste hatten sich gerundet, während seine Muskeln sich rund um die Knochen spannten. In großen Tropfen ergoss sich das Licht über ihre Schultern, und um sie herum entstand kein Schatten. Wir sind uns verabschieden gekommen, sagte er, aber seine Lippen schienen sich nicht zu bewegen. Dann fasste er seine Frau an der Hand, und sie gingen; ihre Gestalten standen ihnen noch lange vor Augen, vielleicht dank der leuchtenden Umrisse, die ihre Leiber bekommen hatten. Sie waren so strahlend hell und so unbekümmert, schwebten beinahe über dem Sand. Hermine und Sahag warteten mit gespitzten Ohren auf die Schüsse. Aber es geschah nichts, auch als sich das Dunkel geschlossen und den Löß und das Wachs ihrer Leiber verhüllt hatte. Nur ein rätselhafter und rauchiger Duft war zurückgeblieben, als hätte jemand Myrrhe und Ambra verbrannt. Sie haben es geschafft, flüsterte Hermine. Ich gehe und hole sie zurück, sagte Sahag. Dort ist die Wüste, sie werden umkommen. Es ist noch niemand aus dem Sand zurückgekehrt. Hermine winkte ihn herbei, damit er sich zu ihr setze. Lass sie ... Sie sind schön und ohne Sünde. Ich denke immerzu, dass Rupen recht hat. Sie sprach von ihrem Mann in der Gegenwart, wie von jemandem, der weit weg gegangen ist und zurückkehren wird, obwohl er zu der Zeit längst mit den anderen Männern des Konvois aus Sebka ermordet worden war. Rupen hat recht. Gott ist tot. Lass sie vorangehen. Hier, wo du sie zum letzten Mal gesehen hast, am Rande des Lagers von Deir-ez-Zor, ist die Grenze zum Garten Eden. Nur zwei Schritte weiter ist die Himmelspforte. Wir sind dahin zurückgekehrt, wo wir am Anfang aller Zeiten aufgebrochen waren. Aber in der Zwischenzeit ist die Welt ganz und gar verdorben. Vielleicht werden sie die Welt neu beginnen und einen anderen Gott erschaffen.

Sahag schaute ins Dunkel hinaus, wo die aneinander geschmiegt Leiber des Mannes und der Frau noch einmal vor seinem inneren Auge erstrahlten und verloschen. Und plötzlich strich ein frischer und raschelder Hauch über seine Stirne. Als hätten sich auf dem Weg der beiden die Sandmassen geteilt und aus dem Erdreich allerlei schön anzuschauende Bäume sprießen lassen. Die zwei Arme eines sehr viel breiteren Flusses vereinten sich vor ihnen: Es waren dies der Euphrat und der Tigris. Und der Mann betrat den von diesen Wassern gespeisten Garten, ließ sein Geschlecht zurück, Vater und Mutter, und umfasste seine Frau. Und sie wurden ein Leib.

Hier aber, unter den Menschen, kamen stets, wenn ein paar hundert Leute in Konvois den Weg Richtung Suvar oder Damaskus eingeschlagen und auf die zu Hinrichtungsstätten verwandelten Plateaus geführt worden waren, vom Westen her andere Konvois an und stiegen herab in den letzten Kreis des Todes. In jenem Juli des Jahres 1916 wurden Massen von Leuten aus dem Lager geschafft, andere Massen gesellten sich hinzu, und trotz dieses ständigen Kommens und Gehens blieb sich das Lager von Deir-ez-Zor gleich, als bewegte sich überhaupt nichts. Ringsum war die Gegend voller Gebeine. Die letzte Grenze war überschritten. Die Lebenden boten sich den Toten an und machten deren Beerdigung zur einzigen Beschäftigung, die sie noch hatten. Die Toten boten sich den Lebenden an und wärmten sie wie Kleidungsstücke in den froststarrten Nächten, auch dienten sie jenen, die vor Hunger den Verstand verloren hatten, zur Kommunion.

Hermine schaute mit verlorenem Blick ihr Kind an. Die Sommerhitze trieb die letzten Wassertropfen, die noch die Salze im Körper gebunden hatten, heraus und brachte die Menschen um, trocknete sie aus. Die Lebenden und die Toten, die sich in ihrer Reglosigkeit ebenso wie durch gelegentliche Zuckungen einander angeglichen hatten, glichen sich nun auch aufgrund der dunklen trockenen Färbung ihrer Gesichter.

Dem Rhythmus nach, in dem die Exekutionen aufeinander folgten, sollte sich das Konzentrationslager im Herbst des gleichen Jahres auflösen. Auch ohne die Exekutionen hätte niemand unter den Bedingungen, die in Deir-ez-Zor herrschten, bis zum Winter überlebt. In diesem Sommer starben vor allem die Kinder. Viele verblieben unbestattet zwischen den Zelten wie leere Karkassen,

zusammengekauert und schwarz verfärbt. Ungeduldig erwartete Hermine, in einen Konvoi aufgenommen zu werden, sie wusste nicht, was sie sich erhoffte, aber sie wünschte sich aus ganzer Seele, wegzukommen von diesem Ort. Mit offenen unbewegten Augen flüsterte das Kind ab und zu, ich habe Hunger! Wenn sein Jammern vor Erschöpfung zu einem gleichmäßigen und beim Einatmen rasselnden Wimmern geworden war, brach Hermine auf und ging zwischen den Zelten hindurch. Nach einer Stunde kehrte sie mit leeren Händen zurück. Sie haben dir nichts gegeben, nicht wahr? Fragte das Mädchen mit verlöschender Stimme. Sie nickte leeren Blicks. Auch du darfst ihnen später einmal nichts von mir geben ... lächelte das Kind traurig. Hermine schlug sich derart verstört auf den Mund, dass sie vergaß, ihren Jungen zu verscheuchen, wenn dieser sich näherte, um sie zu liebkosen. Sie schaute ihn ganz ungewohnt an und fasste ihn an den Handgelenken. Komm her! Sagte sie mit einer neuen Stimme. Sie zerrte ihn aus dem Zelt, zum Rand hin, den Fluss hoch, wo die Araber ihre Tiere zur Tränke trieben. Sie blieb bei ihrem Sohn am Ufer des Flusses stehen und betete, es möge schnell gehen.

Der Araber, der auf sie zukam, schaute sie neugierig, aber ohne jedes Mitgefühl an, vor allem den Jungen. Da Hermine und der Junge türkisch sprachen, hätte er ihre Worte als die gemeinsame Sprache verstehen können, die Mohamed auf den Feldern seines Glaubens hinterlassen hatte. Aber dessen bedurfte es nicht, denn sie wussten, worum es ging. Dies hatte sich schon Tausende Male auf den Wegen der Konvois oder am Rande eines Lagers abgespielt. Und damit die Dinge klar seien, ließ Hermine Sahags Hand los und schubste ihn einen Schritt weit voran, aber sie behielt die eine Hand auf seiner Schulter, damit der Junge nicht zurückrennen konnte. Trotz seiner Schwäche schien Sahag von keiner Krankheit befallen zu sein, und der Araber holte statt seiner Einwilligung ein Säckchen Mehl hervor und hielt es Hermine hin. Sie packte es mit beiden Händen, und nun versuchte Sahag, ihrem Griff entkommen, davonzurennen. Aber der Araber packte ihn um die Hüfte und am Nacken und warf ihn wie einen Quersack aufs Pferd. Er saß hinter ihm auf, stieß einen Schrei aus und entfernte sich im Galopp. Hermine blieb lange wie angewurzelt stehen. Sie fuhr mit einer Hand in das Säckchen, holte eine Handvoll Mehl heraus und erstickte den Schrei, indem sie es sich in den Mund steckte.



Eine Weile lag der Junge in einem anderen Zelt, es war viel größer, an den Wänden mit Teppichen und unverständlichen Inschriften geschmückt, auch lebten Leute darin, die eine heisere und abgehackte Sprache sprachen und ihn gleichgültig ansahen, ihm aber der Reihe nach zu Essen brachten, den Schweiß von der Stirne wischten und seine Leintücher wechselten. Als er soweit aufgepäppelt war, dass er reiten konnte, setzten sie ihn auf ein Pferd und zogen mit ihm in die wüsteren Regionen, und wenn sie nicht Karawanen auflauerten, bestand ihre Beschäftigung dort lediglich darin, nachts die Feuer zu hüten, in denen Kameltalg zischte, und tagsüber Wasser aufzuspüren. Sahag hatte keine genaue Erinnerung an jene Tage, er hatte nur die eintönigen Gebete der Männer und das weiße Gewand, das er bekommen hatte, im Gedächtnis behalten. Ein Gewand, auf das der stechende Schmerz seines beschnittenen Gliedes feine Blutfäden verspritzte, wobei er nicht verstand, weshalb dieser neue und männliche Schmerz Lächeln und Befriedigung in den Gesichtern der anderen hervorrief. Mit dem weißen blutbespritzten Gewand erhielt er auch einen neuen Namen, Yusuf, dabei hatte ihn niemand nach seinem alten Namen gefragt. Dies aber sollte einmal zu seinen Gunsten ausschlagen, denn später, als sie ihn suchten, bis nach Urfa und Diarbekir hinauf zogen, fanden sie ihn nicht, weil sie nicht wussten, nach wem sie fragen sollten.

Yusuf wurde ein tüchtiger Bursche. Er lernte, die Kamele am Halfter zu halten und sie beim Grasens zu hüten. Lernte reiten, gewöhnte sich an getrocknete Speisen und lernte angesichts der sandigen Weiten, sich in Geduld zu üben. Er bekam Männerkleider, hatte sein eigenes Pferd, das einzige Wesen, mit dem er Armenisch sprechen konnte, und er kniete zusammen mit den anderen bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang gen Osten nieder und stammelte etwas, was wie ein Gebet klang. Mit seinem in den Todeskreisen gestählten Körper, den langen Wimpern, die seine Augen vor dem Sand schützten, dem bräunlichen Gesicht, das dem zehrenden Wind widerstand, und den gekräuselten schwarzen Haaren, die ihn gut vor der heißen Sonne bewahrten, hätte er ein guter Wüstenreiter bleiben können. Dass er kein Arabisch konnte, war nur zu seinem Vorteil. So konnte ihm niemand mit Fragen auf den Leib rücken, und er musste nichts über sich erzählen. Er musste nicht zu einem Propheten beten, der ihn hatte bluten lassen, als er sich ihm zeigte, und konnte sich den anderen bewahren, der sich ihm blutend gezeigt hatte.

Er hätte in jenen Gegenden ein guter Reiter und eines schönen Tages sogar der Anführer seines Stammes werden können. Im Winter wäre er hinabgeritten zu den Ufern des Roten Meeres, bis in die Nähe von Medina, und wenigstens einmal im Leben auch nach Mekka, dann wäre er durch Jerusalem und Damaskus hinauf gezogen bis an die Orte, die er recht gut kannte, und noch weiter, in die Berge, nach Ras-ul-Ain und Mossul. Yusuf aber blieb fremd, und den anderen genügte seine Tüchtigkeit, also ließen sie ihn in Frieden und störten seine unverständlichen Gespräche mit dem Pferd nicht.

Yusuf lebte jenes Leben mit einer gewissen Verwunderung. Mit einem Mal aber, wie das häufig geschieht, wenn man nicht genau genug fragt, hatte er begriffen. Sie waren bis nach Mossul gelangt. Es war ein guter Tag gewesen. Sie hatten Ziegenkäse und Kamelhäute verkauft. Im Zelt war es warm und ruhig, es roch nach Gebratenem, aber bevor sie sich auf die Kissen um das Feuer herum setzten, zählten sie die Goldmünzen, die sie in Säckchen verschnürten. Dann bestaunten die Frauen die Geschenke – Bernstein, Tücher und Schmuck. Aber das schönste Schmuckstück hatte der Herr des Zeltes in der Faust und schenkte es, wie ein Zauberer die Finger öffnend, der jüngsten unter seinen Frauen. Sie legte es sich um den Hals und drehte sich erfreut im Kreis herum, tanzte zu den schrillen Tönen der Zummara im Rhythmus der glöckchenbesetzten Trommeln um das Feuer. Funken stoben aus dem Feuer, in dem das tropfende Fett zischte, die Gesichter glänzten und wurden von den Flammen in die Länge gezogen, der Rhythmus der Trommeln vereinte sich mit dem Händeklatschen, und die Frau drehte sich, von ihrer Jugend getragen und der Freude am Geschenk. Das der Junge sah, als sie mit wiegenden Hüften und aus den Schultern heraus die Brüste schwenkend vor ihm stand. Der an einem Goldkettchen hängende, stolz allen zur Schau gestellte Talisman erinnerte ihn an die Zurückhaltung seiner Mutter, die ihn stets verborgen unter ihren Kleidern getragen hatte. Keiner beachtete ihn, als er aus dem Zelt schlich. Die Sinne aufgewühlt, rannte er wie irr durch die Gegend. Auch er wusste nicht, wovor er davonlief, rannte, bis es ihm den Atem verschlug und er auf die Knie fiel. Und weil er das Bedürfnis verspürte, aus seinem Leib zu fahren, sich loszureißen von sich selbst, schrie er. Er setzte sich in den Sand, wiegte seinen Oberkörper und schrie so laut er konnte. Als sein Schreien verloschen war und das Stöhnen aus Deir-ez-Zor

seine Stelle eingenommen hatte, jenes trockene Weinen, war Yusuf tot. Er war ein unglückliches, fremdes und stilles Wesen gewesen, an Orten und zwischen Göttern herumgeirrt, die er nicht kannte und an die er nicht glaubte. Im Blüten geboren und gestorben am Schrei. Nicht so, wie es geschieht, wenn ein Körper einen anderen Körper umbringt, also von außen nach innen durchbohrt. Yusuf starb durchdrungen und aufgespießt von innen nach außen, eben von dem Körper, über den er sich – wie eine weiße, blutbespritzte Tunika – gehüllt hatte.

Die neuen Kleider abgelegt – Yusuf war wie ein unbrauchbares Gewand vor seinen Füßen in den Staub hinabgesunken –, kehrte Sahag zu den Zelten zurück. Nunmehr kein Stammessohn mehr, kam er heimlich, verbarg sich im Dunkel, umschlich die Feuerstellen und die Zeltöffnungen. Er ging zur Koppel und führte leise sein Pferd am Halfter hinaus. Ihr Ritt durch den Sand war still, das Pferd war ihm gefolgt, ohne irgendeine Veränderung wahrgenommen zu haben, es hörte auf ihn, hatte ihn gerochen, Yusuf hatte es für das Pferd ohnehin niemals gegeben. Dann war sein Galoppieren zu hören, aber da waren Pferd und Reiter schon weit weg.

Er hatte den Weg nach Westen eingeschlagen, eine Strecke, die den Konvois entgegenschlug; aber leider bedeutet die Rückkehr durch die Kreise des Todes, vom Ostern der Toten zum Ostern der Auferstehung, nicht auch eine Rückkehr in der Zeit. Im Gegenteil, während er eine um die andere Treppenstufe aus der Tiefe, in die er wie in einen Brunnenschacht gefallen war, wieder erklimmte, fand er nichts als die Spuren der Konvois vor, Bettler, die an den Wegrändern bettelten, immer wieder neue beängstigende Namen der Schluchten, in deren Geröll die Gebeine zermahlen wurden, Kinder seines Volkes, in Schalwaren gekleidet und als Yusufe aufwachsend – wie in Nestern waren diese Yusufe in ihren Brustkörben eingeschlossen. Oftmals war ihm danach, zurückzukehren ins Zelt, jenen Araber vor den Augen seiner Kinder und Frauen umzubringen und den Talisman seiner Mutter an sich zu nehmen. Dann aber sagte er sich, den Araber treffe überhaupt keine Schuld, derjenige, der seiner Mutter den Talisman vom Hals gerissen hatte, halte sich anderswo auf, und er müsste einen viel zu großen Krieg führen, um seiner habhaft zu werden, alle seinesgleichen umzubringen, um die Gewissheit zu haben, dass die Mörder seiner Mutter ihre Strafe erhalten haben. Der Araber hatte sich schließlich als sein Wohltäter erwiesen, und es war nicht dessen Schuld, wenn die

Zeitläufte ein Menschenwesen so gering schätzten, dass der Beduine das Leben des Jungen auf ein Mehlsäckchen veranschlagt hatte.

Solange er auf der Flucht war, haben ihn die Erinnerungen verschont. Als er sich schließlich in Silistra niederließ, ging er zu einem Kaufmann in die Lehre und machte anschließend sein eigenes Geschäft auf. Und als er dann noch etwas später sich eine Frau zu suchen begann und bis er sie gefunden hatte abends lange im Hafen bei den Mädchen blieb, die auf Seeleute warteten, erhob und beseelte sich der einstmals abgeworfene Beduinenumhang, zischelte wie eine Schlange und folgte Sahags Spuren. So kam es, dass er eines Abends Yusufs Antlitz zwischen den Lichtern der Öllampen im Fenster gespiegelt sah. Es graute ihm, als er sah, wie er zum Klang der Trommeln und Zummaren herumphüpfte, wie das weiße Gewand des Wüstenmannes zerriss, wie er sein Glied in der Hand hielt und es tänzelnd rieb, wilden Blickes, wie ihm keuchend nicht der Same, sondern Blut durch die Finger quoll. Sahag fand keine Mittel und Wege, das Gespenst zu vertreiben, das ihn mit seinem böse befruchtenden Samen bespritzte, also griff er sich einen Gegenstand und schlug damit das Fenster ein. Yusuf lachte schallend, sein Gesicht aber zersprang, vervielfachte sich in weitere tausend Gesichter, die sich im Zimmer verteilten. Als er sich wieder besann, schaute er sich an, sein verwildertes Gesicht, die Kleidung durcheinander und das Glied in der Hand, steif und entstellt. Er begriff, dass Yusuf in ihn gefahren war, und dass er dieses durchscheinende Wesen nicht bekämpfen konnte, indem er Fensterscheiben zerschlug und Spiegel verhängte. Sahag und Yusuf hassten sich, aber sie wussten auch, dass sie gezwungen waren, miteinander zu leben. Verzehnfacht hatte nun Yusuf die Qualen zu erdulden, denen Sahag ausgesetzt worden war, musste die Verbeugungen vor einem anderen Erlöser und die allemal züchtigen Gebräuche dieses Glaubens ertragen. Aber er rächte sich auf die einzig ihm zu Gebote stehende Weise an diesem fremden Geschlecht, und zwar durch das Glied, das vom Zeichen seiner Geburt geprägt war und seinen Samen vergiftete. An diesen ewig unfruchtbar gebliebenen Samen gefesselt, der mit den Jahren spärlicher floss, schrumpfte auch Yusuf selbst. In meiner Kindheit war Sahag Şeitaniyan ein alter Mann. Deshalb habe ich Yusuf nicht kennengelernt.

Entzweigespalten, gewohnt, dass jede seiner Hälften die andere belauerte und hasste, dass sie darauf warteten, die jeweils andere möge einschlafen, um dann auf sie einschlagen zu können, aber fatalerweise stets gemeinsam einschlafend und sich wahrhaftig nur im Traum trennend, denn die beiden Hälften konnten nicht gleichzeitig träumen, begann Sahag, während die andere Hälfte schrumpfte und seine Resignation, keine Kinder kriegen zu können, ebenso wie die seiner Frau Armenuhi, zunahm, sich dem Hass hinzugeben; und weil er all den Hass in den Schubfächern seiner gehälfteten Seele nicht mehr unterbringen konnte, richtete er ihn auf die anderen. Erst einmal auf all jene, die Yusuf gleichkamen. Aber weil es davon nur wenige in seinem Umfeld gab, und sein unverbrauchter Hass knirschte wie die Zähne wilder Tiere, die reißen müssen, sonst wachsen sie und durchstoßen einmal die eigene Schädeldecke, ergoss sich Sahags Hass über die Bolschewiken. Die unverhoffte Gelegenheit dazu ergab sich nach dem Krieg, als die Stadt, anders als zuvor, da der einzige Kommunist in Focșani ein versoffener Gemüsehändler war, dessen politische Aktivität darin bestanden hatte, lauthals und mit schwerer Zunge am 10. Mai die Dynastie und den König zu beschimpfen, bis die Behörden begriffen hatten und ihn früh morgens, noch benebelt vom Rausch der Nacht davor und also stumm, verhaftet hatten; nunmehr also, nach dem Krieg, war die Stadt voller Kommunisten. Sahag pflegte sie Großhändler zu nennen, Kommunisten, Wegelagerer an der großen Straße. Die Kommunisten vergolten ihm seine Zuneigung mit ihrer gewohnten Großzügigkeit, das heißt, sie plünderten seinen Laden aus, und als nichts mehr zu plündern übrig geblieben war, beschlagnahmten sie den Laden. Sahag freute sich jedesmal, »Nehmt!«, schrie er, fuchtelte mit den Armen und hüpfte auf einem Bein, »Plündert!«, und er warf mit den Van Houten-Kakaoschachteln nach ihnen, »Das habt ihr mitzunehmen vergessen!«, und die Packungen mit Kaffeebohnen flogen durch die Luft; wie Käfer verstreuten sich die Bohnen auf dem Bürgersteig.

Er hatte den Einfall, das Telefunken-Radio in Seferians Gruft zu installieren, und er ging nachts alleine auf den Friedhof, um Radio-Free-Europe zu hören. Im Sommer des Jahres 1958 betrachtete er gierigen Blicks die Bataillone der Roten Armee, die auf der Straße nach Tecuci verschwanden, dann saß er stundenlang reglos vor dem tellergroßen Bildschirm von Frau Marias Fernseher direkt gegenüber

unseres Hauses auf der anderen Straßenseite und verfolgte die Direktübertragung der Beerdigung von Gheorghe Gheorghiu-Dej, wovon ihm nicht das geringste Detail entging, dabei knackte er Sonnenblumenkerne, trank Bier und kiebitzte wie im Stadion. Die Russen haben ihn verstrahlt, sagte er, doch diesmal ohne die geringste Spur eines Vorwurfs. Sie haben ihm die Gallenblase aufgeschnitten!

Sahag Şeitanian war auch der erste, der sich von der Faszination der Karten hatte hinreißen lassen. Herausgerissen aus den Orten ihrer Kindheit, waren die alten Armenier geflohen, emigriert, hatten Wüsten durchquert, Kontinente, Meere und Ozeane, aber sie waren niemals wirklich gereist. Ihr Gang durch die Welt war Teil ihrer Traurigkeiten, nicht ihrer Neugierde oder Freuden. Deshalb reisten sie auf papierenen Weiten, wie Bücherwürmer.

Die kartographierten Bögen waren wie ein Schnitt in die wirkliche Welt, sie eröffneten eine neue Dimension. Auf diesen Karten nahmen die Kriege stets einen anderen Ausgang als in der Wirklichkeit, die Fedajins aus den Bergen vernichteten die Armeen, den Gefangenen gelang die Flucht aus den Deportationslagern und den Kriegern aus der Umzingelung. Auf dem Balkan landeten die Amerikaner, englische Fallschirmjäger bevölkerten den Himmel, und die Russen zogen sich zurück ins hinterste Sibirien. Und selbstverständlich erstreckte Armenien sich vom Kaukasus bis nach Tyr und Sidon, von Anatolien bis zum Urmia-See, wie zu den Zeiten von Tigranes dem Großen im letzten Jahrhundert vor Christus. Die Welt bestand aus einer Überlagerung von Karten, die Unzahl von Pfeilen darauf wies auf Landgänge, Befreiungen, Vertreibungen, Rückübertragungen, Elan und Triumph. Am wenigsten Bedeutung und damit auch geringste Beachtung kam der untersten aller Karten zu, sie war direkt aufs Gras skizziert worden, nämlich die Wirklichkeit selbst.

Auf seinen Karten galten deshalb andere Verträge, und die Kriege waren anders ausgegangen. Der Vertrag von Sčvres hatte Gültigkeit und war in Kraft. Das Treffen in Jalta hatte nicht stattgefunden, und der vorsätzlich stumpfe Bleistift Stalins hatte nicht Europa zerteilt. Sahag Şeitanian und die anderen Armenier meiner Kindheit waren eher Menschen der Karten, nicht der Erde. Manchmal waren sie derart unbekümmert, war ihr Blick dermaßen in die Ferne gerichtet, dass man den Eindruck haben konnte, sie hätten sich mit den Karten eingerollt und seien von dieser Welt verschwunden.

Im *Buch des Flüsterns* hat jedes Aroma, jede Farbe, jedes Aufblitzen von Verrücktheit seinen eigenen Magier. Wegweiser durch die verschiedensten Gefilde, Magier der Karten, war Micael Noradunghian. Die anderen saßen um ihn herum und schauten mit weit aufgerissenen Augen zu, wie sich unter seinen Händen die Kontinente ausbreiteten. Weise und schweigsam saß mein Großvater da, wie die Karten bewies auch seine Haltung, dass es jenseits des heillosen Durcheinanders der Zeitläufte einen bestimmten Sinn geben musste. Anton Merzian vergaß, seine Fragen zu stellen, und im Angesicht der Karten, wo alle ihren Platz fanden, musste er auch mit Krikor Minasian nicht mehr streiten. Ștefănuță Ibrăileanu, Măgârdici Ceslov, Agop Aslanian, Vrej Papazian, Ovanes Krikorian und alle anderen traten scheu heran und ließen sich auf dieses neue Bethlehem zu geleiten, wo sich die Erlösung in Gestalt einer Karte präsentierte. Von diesem Wunderding verzückt, schaute Sahag Șeitanian. Es waren die einzigen Augenblicke, da er sich innerlich entspannt mit Yusuf versöhnte.